



focus LIVE

Magazin für Mitarbeiter, Freunde und Förderer der Universität zu Lübeck

Interview:

Nobelpreisträgerin Prof. Nüsslein-Volhard

Propädeutikum:

Gelungener Start ins Studium



Schwerpunkt:
Frauen forschen

EINFACH MEHR HOTEL

EINZIGARTIGE LAGE DIREKT AN DER TRAVE MIT BLICK AUF DIE HISTORISCHE ALTSTADT.
5 STERNE HOTEL MIT 224 STILVOLL EINGERICHTETEN, VOLLKLIMATISIERTEN ZIMMERN UND SUITEN,
2 RESTAURANTS UND BARS, 10 MODERNE TAGUNGSRÄUME FÜR BIS ZU 800 PERSONEN UND SCHWIMMBAD
MIT SAUNEN. DIE MUSIK- UND KONGRESSHALLE IST IN UNMITTELBARER NÄHE.

LÜBECK

RADISSON BLU SENATOR HOTEL

T: +49 451 142 0 radissonblu.com/hotel-luebeck

Liebe Leserin, lieber Leser,

das Schwerpunktthema dieses Heftes ist „Frauen forschen“. Eigentlich eine Selbstverständlichkeit und dennoch einen genaueren Blick wert!

Nur 23 Prozent der Professuren an deutschen Hochschulen besetzen Frauen. Trotz besserer Abiturnote, trotz spezieller Förderprogramme schaffen es immer noch deutlich weniger Frauen, an die Spitze in unserem Wissenschaftsbetrieb zu gelangen. 20 Professorinnen der Universität zu Lübeck stellen wir in dieser Ausgabe vor. Ob Projektleiterin oder Klinikchefin, ob Geistes- oder Naturwissenschaftlerin, ob Informatikerin, Medizinerin oder Psychologin, unsere Autorin hat sie in ihren Labors und an ihren Schreibtischen besucht. Sie hat sich mit ihnen über ihre Forschungsthemen und ihren Werdegang unterhalten. Und oft ging es dabei um die Leidenschaft, die sie für ihren Wissenschaftsbereich entwickelt haben.

Fünf Jahre ihres Berufslebens hat sie im Labor verbracht, erzählt eine von ihnen. Schon immer liebte sie die manuelle Tätigkeit und die Möglichkeit, eine Idee, die man hatte, gleich ausprobieren zu können. Heute, als Institutsleiterin, ist dazu nicht mehr viel Zeit. Drittmittel müssen beantragt und Teams koordiniert werden.

Ich kenne das selbst. Als Präsidentin einer Universität hat man sich von der Forschung ein gutes Stück weit entfernt. Und dennoch spüre ich, wenn ich wieder einen Fachkongress besuche, die frühere Begeisterung für die offenen Fragen und die gefundenen Antworten.

Die Biologin und Biochemikerin Prof. Christiane Nüsslein-Volhard, eine von zwei deutschen Nobelpreisträgerinnen, hat für unseren focus LIVE ein Interview gegeben. Der Nobelpreis war Glück, nicht Ziel, sagt sie. Für Spitzenleistungen sind hohe Anforderungen an den Arbeitseinsatz gestellt, denn die Konkurrenz sind Männer, die von ihren Frauen Hilfe bekommen, umgekehrt ist das selten. -

Aber Sie finden in diesem Heft noch mehr: Die ersten Migrantinnen und Migranten, die unser Propädeutikum durchlaufen haben, sind im Studium angekommen. Unser Autor hat sie begleitet und nach ihren Erfahrungen befragt. Und der Verein unserer Ehemaligen, Freunde und Förderer bietet künftig eine attraktive AlumniCard an.

Bei diesen und allen weiteren Themen wünsche ich Ihnen eine interessante Lektüre!



Prof. Dr. Gabriele Gillessen-Kaesbach
Präsidentin der Universität zu Lübeck



06-07



08-09

EDITORIAL

03 **Liebe Leserin, liebe Leser**
Von Gabriele Gilllessen-Kaesbach

04-05 **Inhalt, Impressum**

AKTUELL

06-07 **Zum Lunch mit einem Nobelpreisträger**
Erstmals nahmen drei Nachwuchswissenschaftlerinnen aus Lübeck am Lindau Nobel Laureate Meeting teil
Von Andrea Seegelke

SCHWERPUNKT

08-27 **Frauen forschen**
Zwanzig Lübecker Professorinnen über ihre Leidenschaft zu ihrem Beruf
Von Natalie Rösner

28-29 **Einsame Spitze**
Fünf Fragen an eine Nobelpreisträgerin
Von Elena Vogt

30-31 **Insgesamt war man als Frau ziemlich einsam**
Eine der ersten Chirurginnen am Lübecker Klinikum und die erste Frauenbeauftragte der Universität
Von Benedikt Baikousis

32-33 **Gleichstellung ist ein demokratischer Prozess**
Neue Maßnahmen der Deutschen Forschungsgemeinschaft sollen ihn beschleunigen
Von Hannes Lintschnig

34-35 **23 Prozent Frauenanteil**
Eine Sozialpsychologin über Geschlechterstereotype und Familienplanung im Wissenschaftsbetrieb
Von Alessandra Röder

STUDIUM

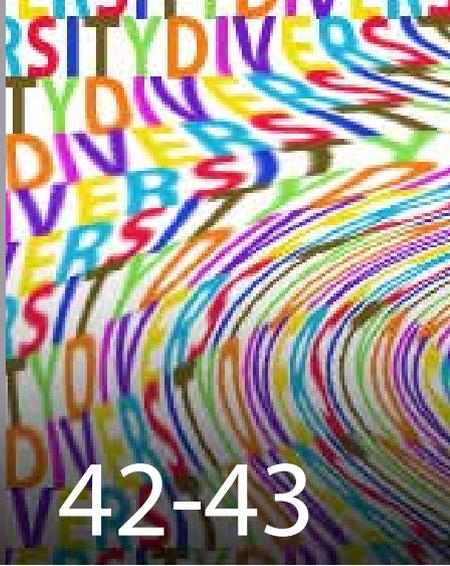
36-38 **Ein gelungener Start ins Studium**
Die ersten Teilnehmerinnen und Teilnehmer des Propädeutikums haben den Wechsel an die Uni geschafft
Von Benedikt Baikousis

BLICKWINKEL

39 **Die Welt ist Licht und Schatten**
Von Alexandra Klenke-Struve



34-35



42-43



46

LEHRE

40-41

Junger Studiengang mit viel Know-How von außen

In der Medizinischen Ernährungswissenschaft vermittelt engagiertes Lehrpersonal Fachexpertise aus Industrie und Gesellschaft

Von Hannes Lintschnig

CAMPUS

42-43

Vielfalt statt Einfalt

Das Diversity-Profil der Universität zu Lübeck

Von Johannes Kohlrausch

44-45

Das letzte Bild

Der Campus rockt

46

Alumni-Card

Nachhaltig mit der Universität verbunden

Von Sabine Voigt

47

Newsletter

Jeden Monat per Email auf dem Laufenden sein

Impressum

focus LIVE

Magazin für Mitarbeiter, Freunde und Förderer der Universität zu Lübeck

Herausgeber:

Das Präsidium der Universität zu Lübeck

Präsidiumsbeauftragter:

Prof. Dr. Cornelius Borck

Redaktion:

Rüdiger Labahn (Leitung, v.i.S.d.P.),
Benedikt Baikousis, Hannes Lintschnig,
Alessandra Röder, Natalie Rösner, Andrea
Seegelke, Elena Vogt, Thomas Waldner

Gestaltung:

Alexandra Klenke-Struve

Anzeigen:

Florian Tornow,
Lübecker Nachrichten
Tel. +49 451 1441685;

Email: Florian.Tornow@LN-luebeck.de

Auflage:

2.000 Exemplare

Druck:

Kaiser & Mietzner, Lübeck

Erscheinen:

focus LIVE erscheint semesterweise im April
und Oktober

Redaktionsschluss:

sechs Wochen vor Erscheinen

focus LIVE online:

www.uni-luebeck.de/aktuelles/hochschulmagazin

Anschrift und Kontakt:

focus LIVE, Universität zu Lübeck,
Ratzeburger Allee 160, 23562 Lübeck,
Tel. +49 451 3101 1072;

Email: ruediger.labahn@uni-luebeck.de

Titelfoto:

Elena Vogt



Zum Lunch mit einem Nobelpreisträger



Ja, so etwas passiert einem wahrscheinlich nur einmal im Leben: Nicht nur ein informelles Mittagessen, sondern gleich eine ganze Woche mit mehreren Nobelpreisträgern zu verbringen! Genau dafür wurden die „Lindau Nobel Laureate Meetings“ vor über 60 Jahren ins Leben gerufen. Seit 1951 treffen sich jährlich am Bodensee Nobelpreisträger mit jungen Wissenschaftlern zum Austausch. In diesem Jahr war erstmals auch die Universität zu Lübeck dabei, und zwar mit gleich drei Teilnehmerinnen.

Von Andrea Seegelke

Svenja Kohler, Svitlana Rozanova und Melissa Vos nahmen Ende Juni am 68. Lindau Nobel Laureate Meeting teil und trafen dort zusammen mit 600 Studierenden, Doktoranden und Post-Docs auf die „Laureates“, die Träger dieser höchsten wissenschaftlichen Auszeichnung. Die Disziplinen des Meetings wechseln von Jahr zu Jahr, das diesjährige Treffen war der Medizin gewidmet und konnte sogar zwei Rekorde verbuchen: Mit Teilnehmern aus 84 Herkunftsländern war es so vielfältig wie nie zuvor und mit mehr als 40 Nobelpreisträgern nahmen so viele wie noch nie an einer Medizinertagung teil. „Alles ganz normale Leute“, so charak-

terisierte Prof. Dr. Stefan W. Hell vom Max-Planck-Institut für biophysikalische Chemie in Göttingen, 2014 Gewinner des Nobelpreises für Chemie, in einem Fernsehinterview vom Bildungskanal ARD al-

ren, was immer wir wollten. Wir konnten sie wirklich alles fragen“, beschreibt Melissa Vos die Atmosphäre.

Das Interview mit Prof. Hell war ein Höhepunkt für Svenja Kohler. Morgens

„Die Atmosphäre war sehr entspannt, dabei aber hochmotivierend und inspirierend.“

pha seine wissenschaftlichen Kollegen. Und so wurden sie auch von den Lübecker Teilnehmerinnen wahrgenommen: „Der Kontakt zu den Laureates war sehr freundlich, sie waren offen, mit uns zu diskutie-

ahnte sie noch nicht, dass sie am Nachmittag mit dem Wissenschaftler zusammentreffen und einen gemeinsamen Fernsehauftritt haben würde. ARD-Moderator Karsten Schwanke, der zuvor auch sie in-

terviewt hatte, überließ ihr dann auch eine Abschlussfrage. Svenja Kohler wollte wissen: „Wann wird man entspannt?“. Prof. Hell lachte und sagte, dass nicht der Nobelpreis die Entspannung gebracht habe, sondern das sei vorher gewesen, „als ich gemerkt habe, dass ich ein Problem so weit gelöst habe, dass es von bleibender Bedeutung ist.“

Genau darin lag für die Teilnehmerinnen auch eine der Kernbotschaften dieser Woche. Svenja Kohler: „Was mich am meisten inspiriert hat, ist einfach dieses Weitermachen. Man sitzt so oft alleine abends im Labor und hat das Gefühl, man sieht den Wald vor lauter Bäumen nicht mehr. Aber wenn man dann zu so einem Meeting kommt und sieht, was man

tatsächlich mit Ausdauer und vielleicht auch ein bisschen Verrücktheit und dem Glauben an sich selbst und die eigene Arbeit erreichen kann, das ist wirklich inspirierend.“ Für Melissa Vos war die Begegnung mit Prof. Dr. Sir John Ernest Walker, Chemie-Nobelpreisträger von 1997, interessant, weil sie ihm ihre wissenschaftliche Arbeit präsentieren konnte. „Und daraus sind sogar neue Ideen für ein Projekt in unserem Labor entstanden.“

Bleibende Eindrücke und Kontakte

Neben dem wissenschaftlichen Erfolg der Preisträger beeindruckte auch deren menschliche Seite. So war Melissa Vos

begeistert von Prof. Dr. Yoshinori Ohsumi. Der japanische Zellbiologe gewann 2016 den Medizin-Nobelpreis für seine Forschungen zum Autophagie-Mechanismus der Zellen, der „Müllabfuhr“ für nicht mehr benötigte Moleküle. Die Autophagie spielt unter anderem bei Krebs, Parkinson und Alzheimer eine Rolle. In einem „Science Lunch“ lernte sie ihn zusammen mit zehn anderen jungen Wissenschaftlern kennen: „Er ist ein sehr bescheidener Mensch, sehr freundlich und warmherzig.“

Die Lindauer Treffen sollen Menschen miteinander verbinden. Und damit dies auch nachhaltig so bleibt, wurden unter den Teilnehmern lebhaft Emailadressen ausgetauscht und Facebook-Kontakte geschaffen.

1

Dr. Svitlana Rozanova, 2013 PhD in Kryobiologie an der Nationalen Akademie der Wissenschaften der Ukraine in Kharkiv, seit Februar 2017 als Stipendiatin der Alexander von Humboldt-Stiftung an der Universität zu Lübeck sowie am Campus Lübeck in der Klinik für Chirurgie unter Supervision von Prof. Dr. Dr. Jens Habermann. Svitlana Rozanova ist Mitglied verschiedener profilierter Organisationen, darunter auch am UNESCO Lehrstuhl für Kryobiologie.

2

Melissa Vos, PhD in Biomedical Sciences der KU Leuven in Flandern. Die Belgierin ist seit August 2014 im Rahmen eines EMBO-Stipendiums als wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Neurogenetik unter Direktorin Prof. Dr. Christine Klein tätig und leitet ein auch von ihr gegründetes Fruchtfliegenlabor. Ihre Forschung konzentriert sich auf die Verbindung von Lipiden und Mitochondrien im Zusammenhang mit der Parkinsonerkrankung.

3

Svenja Kohler, Dissertation am Institut für Kardiogenetik der Universität zu Lübeck, Doktormutter Prof. Dr. Jeanette Erdmann. Svenja Kohler forscht in der Humangenetik und beschäftigt sich mit der Entwicklung einer RNA-basierten Therapie für eine sehr seltene Muskelerkrankung. Vor vier Jahren war sie an der Gründung des Vereins Future E.D.M. beteiligt und setzt sich seitdem aktiv für die Bildungs- und Berufschancen von sozial benachteiligten Kindern und Jugendlichen im senegalesischen M'Bour ein.



Melissa Vos (2.v.l.) neben Nobelpreisträger Prof. Dr. Yoshinori Ohsumi (3.v.l.) beim entspannten Lunch (Quelle: Hilger Jagau)

Frauen forschen

Die Vielfalt der Wissenschaft – Zwanzig Lübecker Professorinnen über ihre Leidenschaft zu ihrem Beruf



Sie erkunden die Genetik des Herzinfarkts und die Wissensgeschichte der Psychologie. Sie forschen in der Medieninformatik und testen eine Verhaltenstherapie bei Übergewicht. Was sie treibt, ist ein hohes Maß an Wissensdurst und der Drang nach Erkenntnissen, die Menschen helfen. Diese Wissenschaftlerinnen gehören zu den besten ihres Fachs. 20 Professorinnen der Universität zu Lübeck erzählen, was sie bei ihrer Arbeit bewegt und für welche Themen sie brennen.

Von Natalie Rösner



Fotos: Alexandra Klenke-Struve



Warum Schmerzen bleiben

Carla Nau, 49, Professorin für Anästhesiologie:

Warum leiden manche Patienten nach einer Operation weiterhin an Schmerzen, obwohl die Heilungsphase längst abgeschlossen ist? Wie können chronische postoperative Schmerzen verhindert werden? Um diese Fragen geht es mir. Darüber hinaus interessiert mich, wie schmerzhafte Reize durch Membranproteine, Rezeptoren, in körpereigene Signale umgewandelt werden. Wir erforschen dabei die Struktur und Funktion von Ionenkanälen im peripheren Nervensystem, die an der Schmerzwahrnehmung beteiligt sind.

Naturwissenschaft und Medizin hat mich schon in meiner Schulzeit fasziniert. Während des Studiums war Physiologie meine Lieblingsvorlesung. In einem Lehr-

buch habe ich von der Patch-Clamp-Methode gelesen, die die Möglichkeit bietet, elektrische Ströme durch einzelne Ionenkanäle einer Zellmembran zu messen. Das fand ich so spannend, dass ich meine Promotion an einem Institut gemacht habe, an dem mit dieser Methode gearbeitet wurde.

Nach dem Studium habe ich eine Weiterbildung im Fach Anästhesiologie begonnen und bin dann mit einem Stipendium in die USA gezogen. Die Zeit dort hat mich wissenschaftlich sehr geprägt. Wir haben an

der Frage gearbeitet, wie Lokalanästhetika auf molekularer Ebene wirken. Die Funktionsweise von Membranproteinen gehört für mich auch heute noch zu den faszinierendsten Forschungsthemen. Als ich zu meinem Mann nach Erlangen gezogen bin, hatte ich Sorge, meine wissenschaftliche Tätigkeit aufgeben zu müssen. Doch glücklicherweise gab es dort einen großen Sonderforschungsbereich zur Schmerzentscheidung und -verarbeitung. Ich konnte mit Hilfe des Emmy-Noether-Programms und dem Sonderforschungsbereich der Deutschen Forschungsgemeinschaft eine eigene Arbeitsgruppe aufbauen, zur Funktion eines Membranproteins, das in Nervenzellen schmerzhafte Stimuli detektiert. Später habe ich sieben Jahre lang eine Forschergruppe geleitet zum Thema postoperative Schmerzverarbeitung. Das habe ich sehr gern gemacht.

Die Arbeit in der Grundlagenforschung war für mich attraktiv, es hat etwas Kontemplatives, experimentell elektrophysiologisch zu arbeiten. Die kostbarsten Momente dabei sind, wenn man etwas völlig Unerwartetes, etwas komplett Neues beobachten kann. Diese Momente kommen aber sehr selten, vielleicht nur ein- oder zweimal im Leben vor.

Jetzt leite ich eine Klinik mit über 100 Ärztinnen und Ärzten, da bleibt wenig Zeit für wissenschaftliche Kontemplation. Anders als andere neurowissenschaftlichen Forscher habe ich aber den täglichen direkten Patientenkontakt. Klinische Arbeit kann sehr erfüllend sein, aber unter wissenschaftlicher Betrachtung wird sie noch spannender. Ich konnte mich in meiner Laufbahn nie dafür entscheiden, mich nur entweder auf die Klinik oder die Forschung zu beschränken. Ich wollte immer beides: sowohl Symptome beobachten und vor allem behandeln, als auch Mechanismen dafür auf den Grund gehen.

Wissensvermehrung alleine hat zweifellos auch eine Existenzberechtigung. Allerdings muss man sehen, dass weltweit zwar viel neurowissenschaftliche Forschung betrieben wird, bei den Patienten davon bis-

„Die kostbarsten Momente sind jene, in denen man etwas völlig Neues beobachten kann“

her aber nur wenig angekommen ist, zumindest was die Schmerztherapie betrifft. Es quält mich schon, dass die derzeit wirksamsten Therapien für Schmerzpatienten sehr weit weg von unserer Forschung sind.

Was Aggression im Gehirn bewirkt

Ulrike Krämer, 38, Professorin für Kognitive Neurowissenschaften:

Wir untersuchen, wie Menschen auf soziale Bedrohung, soziale Ablehnung oder Provokation reagieren und welche Gehirnregionen besonders für aggressive Reaktionen auf Bedrohung relevant sind. Uns interessiert, wie unterschiedlich Menschen in diesen Situationen reagieren, manche eher ängstlich, manche eher ärgerlich, und mit welchen Unterschieden in Hirnprozessen das zusammenhängt.

Wir entwickeln dazu Experimente, um soziale Szenarien und Verhaltensweisen möglichst realistisch abzubilden. Das ist oft eine Herausforderung, da es sich um komplexes Verhalten handelt, das aber dennoch untersuchbar bleiben soll, auch mit den Methoden der Neurowissenschaften, wie der Elektroenzephalografie, dem EEG, oder der Magnetresonanztomographie. Zur Zeit beginnen wir damit, bei mehreren Personen gleichzeitig ein EEG aufzuzeichnen, während sie miteinander interagieren. Das wird ganz neue Möglichkeiten bringen, soziale Interaktionen in ihrer Komplexität und Dynamik zu untersuchen.

Vor vierzehn Jahren hat sich für mich eher zufällig ein erstes Forschungsprojekt zu dieser Thematik ergeben. Seither beschäftige ich mich mit Ärger und Aggression und finde dieses Feld immer noch spannend, weil Aggression so zentral für das menschliche Erleben ist.

Als ich angefangen habe, Psycholo-

krankungen es zu so komplexen und differenzierten Ausfällen kommt.

In welchem Wissenschaftsbereich man arbeitet, ist sicher oft, zumindest bei mir, etwas Zufall. Ich mag einfach grundsätzlich diese Art von Arbeit in der Forschung, bei der es darum geht, immer wieder etwas

„Die Erfolge von Wissenschaftlerinnen werden eher anderen zugeschrieben“

gie zu studieren, hatte ich das Ziel Psychotherapeutin zu werden. Ich habe aber recht schnell gemerkt, dass das nicht das Richtige für mich ist. Nach dem Vordiplom habe ich als Hilfskraft in einer Arbeitsgruppe zu Kognitiven Neurowissenschaften angefangen, dieses Fach hat mich dann wirklich gepackt. Ich habe auch mehrere Praktika in neurologischen Reha-Kliniken gemacht, um einen Einblick in die klinischen Aspekte von Neurowissenschaften zu bekommen. Die Neurowissenschaften sind seither für mich ein faszinierendes Thema - wie so komplexes Verhalten durch das Gehirn ermöglicht wird, und wie bei bestimmten Er-

herauszufinden, sich in Themen einzuarbeiten und Neues zu lernen. An vielen Tagen ist diese Arbeit auch frustrierend, weil Experimente nicht so klappen oder Ergebnisse nicht so sind, wie man es erwartet hat. Aber manchmal ist auch gerade das spannend, was man eben nicht erwartet hat. Wir haben zum Beispiel den Zusammenhang von Testosteron und Aggression untersucht, indem wir die Hirnaktivität von Frauen auf Bedrohungssignale gemessen haben. Entgegen der verbreiteten Ansicht, dass mehr Testosteron zu mehr Aggression führt, verhielten sich unsere Probandinnen umso weniger aggressiv, je höher ihr

Testosteronspiegel war. Eine Gehirnregion, die Amygdala, die an der Verarbeitung emotionaler Signale beteiligt ist, zeigte bei diesen Frauen eine geringere Aktivität. Eine Theorie könnte unser Ergebnis erklären: Sie legt nahe, dass Testosteron besonders empfindsam für den eigenen sozialen Status macht und dafür, wie man ihn sichern kann. Das kann oft durch aggressives Verhalten geschehen, manchmal aber auch durch defensives.

Für mich waren verschiedene Menschen auf meinem Weg als Wissenschaftlerin hilfreich, die mich bestärkt haben, von denen ich für meine Arbeit lernen konnte oder die mich auch auf Kooperationsmöglichkeiten aufmerksam gemacht haben. Sicher ist Unterstützung manchmal auch zweischneidig. Gerade gegenüber Wissenschaftlerinnen erlebe ich es nach wie vor oft, dass ihre Erfolge eher anderen zugeschrieben werden, Mentoren oder bestimmten Förderprogrammen, als ihren eigenen Leistungen, was dann zu einer Abwertung ihrer Qualifikation beispielsweise in Bewerbungs- oder Begutachtungsverfahren führt.





Wie die Genetik das Herz beeinflusst

Jeanette Erdmann, 52, Professorin für Kardiogenetik:

Unser Ziel ist es, die genetischen Ursachen des Herzinfarkts aufzuklären. Seit etwas mehr als zehn Jahren identifizieren wir mittels genomweiter Assoziationsstudien Risikovarianten, die mit einem erhöhten Risiko für einen Herzinfarkt einhergehen. Bislang haben wir mehr als 160 Genregionen gefunden, die das Herzinfarkttrisiko beeinflussen. Bei zehn davon untersuchen wir, unter anderem an Mäusen und Zebrafischen, wie genau diese Gene in das Krankheitsgeschehen involviert sind. Manche Patienten, die bereits einen Herzinfarkt hatten, neigen zu einem zweiten Infarkt, weil der Stent, den sie bekommen haben, wieder zuwächst. Auch dafür haben wir Genvarianten gefunden, die den zweiten Infarkt wahrscheinlicher machen. Es ist gut vorstellbar, dass wir künftig diese Gene ausschalten können oder dass Medikamente zur Prävention des

Herzinfarkts entwickelt werden, die auf genetischen Befunden basieren. Die heutigen Möglichkeiten, bestimmte Krankheiten zu heilen oder die Überlebenschancen der Erkrankten zu erhöhen, sind enorm. Wir machen Fortschritte, die man vor fünf Jahren nicht für möglich gehalten hätte, insbesondere durch die Weiterentwicklung

der Techniken wie CRISP-Cas9, auch Genschere genannt.

Ursprünglich habe ich in Köln Biologie studiert, für die Diplom- und Doktorarbeit bin ich in die Humangenetik nach Bonn gewechselt. Ich wollte immer schon nachvollziehen, wie Krankheiten entstehen. Psychiatrische Erkrankungen fand ich

spannend, komplexe Krankheitsursachen, an denen die Genetik, aber auch die Umwelt und die Lebensweise beteiligt sind. Nach meiner Promotion habe ich schließlich am Deutschen Herzzentrum in Berlin angefangen. Rückblickend würde ich sagen, dass ich nicht viel geplant habe; ich hatte oft das Glück, zur richtigen Zeit am richtigen Ort gewesen zu sein.

Gerne arbeite ich mit Kooperationspartnern zusammen. Früher saß man auf seinen eigenen Daten und war ängstlich, dass jemand sie einem wegnimmt, heute geht man offener miteinander um und wertet die Daten zusammen aus, das finde ich toll. Ebenso der Umgang mit den Doktoranden, die so motiviert sind, und mir, als ich in ihrem Alter war, sicher überlegen gewesen wären. Wenn ich diese jungen Leute sehe, habe ich Hoffnung für die Zukunft der Wissenschaft.

Manche Projekte bleiben einem besonders haften. Über viele Jahre haben wir bei einer Großfamilie aus dem Emsland, bei der eine hohe Zahl an Herzinfarkten aufgetreten ist, die genetische Ursache dafür gesucht. Bei drei Familienmitgliedern, die einen Infarkt überlebt hatten, haben wir eine Mutation gefunden, die andere gesunde Mitglieder der Familie nicht aufwiesen. Diesen Fund hielten wir schon für die Lösung. Doch als wir alle Familienmitglieder, die bereits einen Infarkt hatten, getestet haben, stellte sich heraus, dass man mit dieser einen Mutation nicht alle Krankheitsfälle erklären konnte. Eine Doktorandin hat schließlich aufgedeckt, dass es eine zweite Mutation in der Familie gibt, und dass beide vorliegen müssen, um das Infarkttrisiko extrem zu erhöhen. Die Wahrscheinlichkeit dafür sinkt aber in der nächsten Generation. Fast allen jungen Leuten der Familie konnten wir deshalb mitteilen, dass sie kein stark erhöhtes Risiko für einen Herzinfarkt haben. Das war ein sehr schöner Moment.

Besonders aufregend ist jedoch für mich, dass ich zusammen mit Kollegen an-

„Wir entwickeln auch eine Therapie für meine eigene Krankheit“

gefangen habe, eine Therapie für meine eigene Krankheit zu entwickeln. Eine Muskelerkrankung, die ich von Geburt an habe, es gibt nur etwa 300 Betroffene weltweit und bislang keine Behandlungsmöglichkeit. Wir wollen auf RNA-Ebene das verantwortliche Gen beeinflussen, aber noch ist alles experimentell.

Was Leben mit Behinderung heißt

Ute Thyen, 60, Professorin für Kinder- und Jugendmedizin:

Wir erforschen die Lebensumstände und das Selbstbild von Kindern und Jugendlichen mit chronischen Erkrankungen und Behinderungen. Im Mittelpunkt unseres Projektes, das von der Deutschen Forschungsgemeinschaft gefördert wird, stehen junge Menschen mit Zerebralparese, einer frühkindlichen Hirnschädigung, durch die das Zusammenspiel von Gehirn und Muskeln nicht mehr richtig funktioniert. Wir beobachten, ob und wie sich die Lebensqualität und die Teilhabe im Alltag verändert, wenn Kinder zu Jugendlichen und jungen Erwachsenen heranwachsen.

Gerade hat die dritte Welle unserer Studie begonnen, für die wir 150 junge Menschen mit Zerebralparese zwischen 21 und 25 Jahren in Schleswig-Holstein befragen wollen. Wir möchten zum Beispiel wissen, ob sie genauso häufig in einer Partnerschaft leben wie Gleichaltrige ohne Zerebralparese. Ob sie eigenständig wohnen können und einer für sie sinnvollen Beschäftigung nachgehen, ob sie Freunde haben und ob sie ihre Freizeitaktivitäten frei wählen können, wie etwa die Mitgliedschaft in einem Sportverein.

„Für mich fühlt sich wissenschaftliches Arbeiten wie bezahltes Lernen an“

Aus der ersten Studienwelle, deren Ergebnisse auch in der Fachzeitschrift *Lancet* veröffentlicht wurden, wissen wir, dass die Lebensqualität von Kindern mit Zerebralparese genauso gut ist, wie die von Gleichaltrigen ohne Zerebralparese. Gemeinhin wird diese Lebensqualität ja als niedriger eingeschätzt, sogar von den Eltern der betroffenen Kinder. Auch das war ein Ergebnis der Studie. Inzwischen haben wir auch die zweite Welle ausgewertet, bei der 13- bis 17-Jährige mit Zerebralparese befragt wurden - zum Teil jene, die als Kinder bei der ersten Welle dabei waren. Teilweise war die Lebensqualität der Jugendli-

chen nun etwas niedriger, doch im Durchschnitt immer noch gut. Ein sehr wichtiges Ergebnis war, dass Schmerzen in der Kindheit eine große Rolle dabei spielen, wie die Heranwachsenden ihr Leben empfinden. Schmerzen werden bei Menschen mit Zerebralparese aber zu wenig beachtet und zu

wenig behandelt. Es war lange nicht Usus, Kinder mit Zerebralparese, die ja oft auch Schwierigkeiten mit der Kommunikation haben, nach möglichen Schmerzen zu fragen. Oft stand die Funktionalität ihres Körpers mehr im Fokus. Das wir das ändern müssen, ist eine sehr wichtige Botschaft dieser Studien.

In der Neuropädiatrie haben wir häufig mit Krankheiten zu tun, die nicht heilbar, aber gut behandelbar sind. Bei manchen dieser Erkrankungen ermöglichen wir das Überleben, aber wie geht es dann für die betroffenen Menschen weiter? Wie können wir sie bestmöglich versorgen? Es

gehört zu unserer Verantwortung, dass wir uns diesen Fragen stellen. Wir haben zum Beispiel gemeinsam mit Neonatologen eine Elternschule für Familien mit Frühgeborenen konzipiert. Die Kinder haben ein hohes Risiko, sich durch eventuelle Hirnschädigungen nicht altersgemäß zu entwickeln. Ein niedriger Bildungsstand der Familie vergrößert dieses Risiko. Wir wollen Eltern durch Wissen stärken, es ist ein lebensspannenorientiertes Konzept – wie kann ich jetzt helfen, damit später weniger Probleme auftreten? Wir betreiben partizipative Forschung, wir setzen uns mit Betroffenen zusammen, mit Familien und Patienten; die Messinstrumente für die Teilhabe am sozialen Leben haben wir zum Beispiel mit Jugendlichen entwickelt.

Für mich ist es ein riesiger Spagat, neben der Klinik und allen anderen Aufgaben eigene Forschung zu betreiben. Doch es ist ein Mix, den ich mag. Wissenschaftliches Arbeiten an der Universität kommt mir oft vor wie bezahltes Lernen. Und ich erlebe eine sehr gute Akzeptanz meiner Klinikkollegen für die Zeit, die man für die Wissenschaft braucht.





Was kranker Haut helfen kann

Jennifer Hundt, 39, Professorin für Visualisierung kutaner Entzündung:

Die hiesige Klinik für Dermatologie ist eines der drei weltweit existierenden Referenzzentren für blasenbildende Autoimmundermatosen und unser Institut führend in der Erforschung dieser Erkrankungen. Es sind seltene Krankheiten, die mehr Aufmerksamkeit verdienen. Die Betroffenen leiden an flüs-

sigkeitsgefüllten Blasen, die am ganzen Körper auftreten können. Bislang bleibt nur die systemische Gabe von Glukokortikoiden, die das Immunsystem herunterfahren, jedoch die Symptome nicht gezielt behandeln. Viele Fragen zu diesen Erkrankungen sind noch offen. Durch ihre Erforschung verstehen wir auch viele grundlegende immunologische Prozesse besser.

Meine Arbeitsgruppe untersucht, welche Substanzen die Blasenbildung verhindern und welche Substanzen die Wundheilung beschleunigen können. Wir arbeiten in vitro mit menschlicher Haut. Außerdem mit gentechnisch veränderten Mäusen, deren Zellen in der Mikroskopie leuchten,

„Ich mag, dass man sich für diese Arbeit Zeit nehmen muss“

so dass man den komplexen Prozess der Krankheitsentstehung in der Haut sichtbar machen kann. Um die Wundheilung zu untersuchen, nutzen wir auch die optische Kohärenztomographie, die dem Ultraschall ähnelt, nur funktioniert sie mit Laser statt Schallwellen. Künftig wollen wir diese bildgebenden Methoden auch bei Erkrankten und gesunden Kontrollpersonen nutzen.

Eigentlich wollte ich nach meinem Studium der Veterinärmedizin Amtstierärztin werden, diese Laufbahn setzt die Promotion voraus. Dann war es die Faszination an den Fragestellungen und hinterher die Abwechslung im Alltag, die mich für die Forschung eingenommen hat. Ich habe viele Jahre zu Haarfollikeln gearbeitet, von Mäusen und von Menschen. Durch meinen Doktorvater bin ich in die Lübecker Der-

matologie gekommen, wo ich dann auch das Angebot bekam, mich auf die 2-Photonen-Mikroskopie zu spezialisieren. Ich habe zugestimmt, weil mich bildgebende Methoden begeistern, als Möglichkeit, Prozesse sichtbar zu machen. Das ist wie Dermatologie zum Anfassen. Durch diesen Themenwechsel stand ich ein Jahr wieder im Labor, zusammen mit Kollegen aus ganz anderen Bereichen, mit Physikern

und Ingenieuren, und habe noch einmal neu angefangen.

Ich mag an dieser Arbeit, dass man sich Zeit nehmen muss, ein Gegensatz zum sonstigen oft so schnellen Leben. Und dass Wissenschaft und Forschung sehr viel mit Kommunikation zu tun haben: richtig gute Ergebnisse sind oft Gemeinschaftsergebnisse. Neben der wissenschaftlichen Tätigkeit koordiniere ich seit einigen Jahren ein Graduiertenkolleg. Es ist schön, wenn ich miterleben darf, wie meine jüngeren Kolleginnen und Kollegen heranreifen, sie immer mehr dazu lernen und das Feuer der Forschung auch sie entfacht.

Nun bin ich seit zwei Monaten Professorin. Der Titel ändert nicht viel an meinem Arbeitsalltag, doch ich freue mich sehr darüber, weil er eine Bestätigung meiner Forschung ist.



Wie Technik im Alltag unterstützt

Nicole Jochems, 38, Professorin für Medieninformatik:

Ich habe Mathematik immer sehr gern gehabt, ich finde es gut, wenn es ein Richtig oder ein Falsch gibt und am Ende eine Lösung. Logisches Denken, systematisches Vorgehen, das ist meine Sache. Aber noch wichtiger ist mir, dass meine Arbeit praktischen Nutzen hat. Deshalb entwickle und gestalte ich technische Systeme, die den Bedürfnissen der Menschen entsprechen, sogenanntes human-centered design. An der Maschinenbauakultät der Technischen Hochschule in Aachen ha-

be ich über altersgerechte Gestaltung von Mensch-Technik-Systemen promoviert. Gerade entwickeln wir hier in Lübeck ein webbasiertes System, mit dessen Hilfe ältere Menschen ihre Lebensgeschichte aufschreiben können. Daran arbeiten wir gemeinsam mit einigen Älteren, die am besten wissen, was Gleichaltrigen wichtig ist.

Es macht mir Spaß, zusammen mit potentiellen Nutzern oder mit Kollegen etwas zu entwickeln. Ich arbeite sehr häufig in interdisziplinären Teams. Natürlich bringt

Wie das Gehirn wieder ein Sättigungsgefühl lernt

Kerstin Oltmanns, 48, Professorin für Psychoneurobiologie:

Warum essen manche Menschen zu viel und häufig und andere nicht, wo wir doch alle Zugang zu Schokolade und Chips haben? Warum können manche Menschen nicht aufhören zu essen? Diesen Fragen haben mich schon immer interessiert. Die Lösung dafür wird im Gehirn zu finden sein. Normalerweise löst ein hoher Energiegehalt im Gehirn Sättigungsgefühle aus. Doch je übergewichtiger Menschen sind, umso weniger nehmen sie wahr, ob sie satt sind – trotz hoher Kalorienzufuhr. Um herauszufinden, warum, haben wir mit Glukoseinfusionen den Blutzuckergehalt von normal- und übergewichtigen Probanden erhöht und Veränderungen im Gehirn untersucht. Während bei den normalgewichtigen Probanden der Hirnenergiegehalt sofort stieg, zeigte sich bei den Übergewichtigen erst bei einer starken Anhebung des Blutzuckers eine Veränderung.

„Es hat etwas sehr Beglückendes, Menschen zu helfen“

Jetzt prüfen wir, ob Verhaltenstherapie Menschen mit Übergewicht helfen kann, besser zu erkennen, wann sie satt sind. Und ob sie wirklich hungrig sind oder nur essen, um Emotionen zu regulieren, weil sie gestresst sind oder sich langweilen. Probanden mit einem Body-Mass-Index von mindestens 30 haben dafür über drei Monate täglich eine von uns entwickelte

App benutzt.

Für eine langsame und nachhaltige Gewichtsabnahme ist es zum Beispiel empfehlenswert, bewusst zu essen, ohne dass der Fernseher läuft. Genauso wichtig sind regelmäßige Mahlzeiten dreimal am Tag, um Heißhungerattacken zu vermeiden. Wer nämlich das Essen auslässt, wird abends richtig hungrig. Sport ist super für das Herzkreislaufsystem, bringt aber zur Gewichtsreduktion weniger, als die meisten denken. Etwa eine halbe Stunde danach bekommt man Hunger, gerade Übergewichtige nehmen dann mehr Energie zu sich als sie vorher verbraucht haben. Besser sind regelmäßige Alltagsbewegungen wie Treppe steigen und viel zu Fuß gehen.

Nach dem Ende dieses Programms prüfen wir in bestimmten Abständen, ob sich das Gewicht der Probanden verändert hat. Was wir schon wissen: Drei Monate nach Beendigung des Programms konnten die

meisten nicht nur ihr Gewicht halten, sondern haben sogar kontinuierlich weiter abgenommen. Das ist ein großer Erfolg, denn zu diesem Zeitpunkt steigt das Gewicht nach einer Diät normalerweise wieder an.

Ich wollte eigentlich Ernährungswissenschaften studieren, dann wurde es doch Medizin. Promoviert habe ich in der Gynäkologie, dann war ich in der Endokrino-



logie und der Psychiatrie tätig, bevor ich ganz in die Forschung gewechselt bin. Beides richtig gut machen geht letztendlich nicht: Forschung auf sehr hohem Niveau und für die Patienten da zu sein.

Meine Interdisziplinarität hat mir immer geholfen, offen für neue Methoden und Sichtweisen zu bleiben, originelle Fragestellungen zu entwickeln. Es kam meiner Neugier entgegen und hat Spaß gemacht, Studien durchzuführen. Vieles mache ich jetzt nicht mehr selbst. Doch es hat etwas sehr Beglückendes, Menschen zu helfen, ein normales Gewicht zu erlangen. Und einen Beitrag zu einem drängenden Problem zu leisten: Schließlich haben wir auf der Welt drei Mal so viel Übergewichtige wie Hungernde.

diese Zusammenarbeit auch einige Hürden mit sich und ist nicht immer einfach. Aber es ist ein toller Moment, wenn alle gemeinsam eine Lösung finden. Manchmal überrascht uns diese Lösung. Aber Forschung ist ja auch deshalb spannend, weil

„Digitalisierung in den Gesundheitswissenschaften – da ist doch Musik drin!“

man nicht weiß, wenn man anfängt, was am Ende herauskommt.

Mit Projektpartnern aus der Medizin und der Pflege entwickeln wir zum Bei-

spiel einen interaktiven Ball, der Menschen nach einer Operation in der Aufwachphase unterstützt. Da sie meist nicht sprechen können, weil sie noch intubiert sind, können sie damit zum Beispiel ihre Bedürfnisse signalisieren, ob sie Schmer-

zen oder Durst haben. Wir haben mit ehemaligen Patienten, Angehörigen und Pflegekräften gesprochen und ihre Anforderungen an das System erhoben. In unse-

rem Health Lab haben wir das System mit älteren Nutzern getestet. Nächstes Jahr soll der Ball dann tatsächlich auf der Intensivstation eingesetzt und evaluiert werden. Denkbar ist, dass die Patienten ihn später mit auf Normalstation nehmen und ihn benutzen wie eine interaktive Klingel. Digitalisierung in den Gesundheitswissenschaften – in diesem Thema ist doch Musik drin!

Wir sind mit unseren Projekten auf einem guten Weg, aber schön wäre ein richtig großes Labor, um unsere Systeme zu erproben. Etwa eine Augmented Reality, die Studierenden im Pflegestudiengang Hilfestellung beim Lernen von Pflegeprozessen gibt.



Warum Menschen gesund bleiben

Christine Klein, 49,
Professorin für Neurogenetik und Neurologie:

Wir forschen an seltenen erblichen Bewegungsstörungen wie den familiären Parkinsonsyndromen oder Dystonien. Es hat sich herausgestellt, dass nicht alle Menschen, die eine bestimmte krankmachende Veränderung in ihren Genen tragen, auch tatsächlich erkranken. Zum Beispiel bleiben etwa 65 Prozent der Menschen mit einer Tor1A-Mutation, die eine schwere Dystonieform verursacht, gesund. Reduzierte Penetranz nennen wir das, wobei Penetranz für die Durchsetzungskraft einer Mutation steht. Was wir uns fragen ist: Woran liegt

das? An den Umweltbedingungen? An anderen genetischen Faktoren?

Zwanzig Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler an sechs Standorten in

vier Ländern arbeiten im Rahmen einer Forschergruppe mit Schwerpunkt in Lübeck, die von der Deutschen Forschungsgemeinschaft gefördert wird, an dieser Fragestellung. So wurden zum Beispiel

„Wenn man im Labor eine Idee hatte, durfte man sie gleich ausprobieren. Wie Spielen.“

bereits 19000 Proben genotypisiert. Üblicherweise erforschen wir, warum Menschen krank werden, bei diesem neuen Ansatz gefällt mir, dass die Frage heißt: was hält Menschen gesund? Wir betreiben bei diesem Projekt Grundlagenforschung, aber das große Ziel ist es natürlich, Kranke besser zu behandeln. Und sei es, herauszufinden, ob ihnen eine womöglich belastende Therapie, wie zum Beispiel eine Tiefe Hirnstimulation, aufgrund ihrer genetischen Ausstattung helfen wird oder nicht.

Als Studentin habe ich früh gemerkt, dass das für mich interessanteste Organ des Körpers das Gehirn ist. Die Bewegungsstörungen, mit denen ich mich heute beschäftige, sind wie eine Schnittstelle der Gebiete, die für mich besonders spannend waren: Neurologie, Psychiatrie und auch Pädiatrie – denn viele genetisch bedingte Krankheiten beginnen im Kindesalter.

Fünf Jahre meines Berufslebens habe ich im Labor verbracht, diese Arbeit hat mich sehr interessiert und ich bedaure, dass ich das heute aus Zeitmangel nicht mehr machen kann. Ich mochte die manuelle Tätigkeit; wenn man eine Idee hatte, durfte man sie gleich ausprobieren. Ein wenig wie Spielen. Jetzt trage ich Verantwortung für immer mehr Mitarbeiter und beschäftige mich viel damit, Drittmittel einzuwerben. Vieles macht mir noch immer Freude: zum Beispiel der Kontakt mit den Nachwuchswissenschaftlern, wenn sie mich mit ihren kreativen Ideen verblüffen oder Erfolge einfahren, wie zum Beispiel Stipendien, Preise oder angenehme Anträge.

Ich freue mich auch, dass ich das Amt als stellvertretende Präsidentin der Deutschen Gesellschaft für Neurologie ausüben darf und bald als Präsidentin agieren werde. Weil ich meinen Wirkungsgrad erweitern, meine Stimme einbringen und etwas bewirken kann.

Was ich mir für die Zukunft erhoffe, ist ein Therapiedurchbruch bei den Bewegungsstörungen. Wenn ich dazu noch einen wesentlichen Beitrag leisten könnte, wäre es schon toll.

Wie Schmerz empfunden wird

Kerstin Lüdtkke, 47,
Professorin für Physiotherapie:

Ich interessiere mich dafür, wie wir Menschen mit chronischen Schmerzen helfen können. Es gibt ja diesen Punkt, an dem die kaputte Struktur keine Rolle mehr spielt, der Schmerz davon unabhängig auftritt. Doch der Mechanismus der Chronifizierung ist nicht gut verstanden. Wie verändert sich zum Beispiel das Gehirn bei chronischen Schmerzen? Wir bieten den Patienten ein Wahrnehmungstraining an, das dazu anregt, sensorische Reize exakter wahrzunehmen; bei Phantomschmerzen hat dieses Training Erfolg, bei chronischen Rückenschmerzen probieren wir es gerade aus.

Wir forschen unter anderem zur Verarbeitung von akuten und chronischen Schmerzen. Dabei geht es etwa darum, wie verschieden Reize wahrgenommen werden, wenn sie mit einem anderen Reiz kombiniert werden. Menschen ohne chronische Schmerzen bewerten zum Beispiel einen Hitzereiz als weniger unangenehm, wenn sie zuvor einen heißeren Reiz gespürt haben. Bei Schmerzpatienten ist dieser Effekt weitaus kleiner. Außerdem möchten wir herausfinden, ob Schmerz erlernbar ist. Durch eine bestimmte Konditionierung können wir das Schmerzverhalten verstärken und bewirken, dass Reize, die normalerweise nicht weh tun, als schmerzhaft wahrgenommen werden. Ein Mechanismus, der auch zum Teil die Chronifizierung erklären könnte.

Begonnen hat mein Weg in die Wissenschaft mit einem Gefühl der Wut. Als junge Physiotherapeutin bin ich nach Großbri-

„Begonnen hat mein Weg in die Wissenschaft mit einem Gefühl der Wut“

tannien gezogen, dort wurde mir bewusst, dass alle angehenden Physiotherapeuten in diesem Land studieren. Das wollte ich auch. Während dieses Masterstudiums habe ich wissenschaftliche Literatur zur Physiotherapie gefunden und wurde immer aufgebracht über die Menge an interessanten Studien, zu der ich in meiner Ausbildung keinen Zugang hatte. Seither wollte ich promovieren. In Deutschland war das damals noch nicht möglich, meine Arbeit wurde in Birmingham betreut.

Ich konnte nachweisen, dass Hirnstimulation bei chronischen Rückenschmerzen weniger bringt, als bislang angenommen wurde. Die Arbeit erntete viel Aufmerksamkeit, das British Medical Journal hat meine Ergebnisse veröffentlicht. Es hat mich sehr gefreut, dass auch negative Re-

sultate so anerkannt wurden.

Damals fing ich an, in einem Forschungsinstitut am Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf zu arbeiten, wo ich als einzige Physiotherapeutin unter Medizinern, Neurobiologen und Pharmazeuten bäugte wurde. Und doch bin ich dort gefördert worden, auch weil mein dortiger Chef meinen Willen erkannt hat, diesen ungewöhnlichen Weg zu gehen. Es wäre leichter für mich gewesen, wenn ich ein anderes Fach gewählt hätte, um wissen-

schaftlich zu arbeiten. Aber ich liebe Physiotherapie, weil man hier Menschen helfen kann mit einem luxuriösen Kontingent an Zeit. Heute sehen die Studierenden an mir, was möglich ist, wenn man etwas bewegen will. Ich bin ein Role Model geworden für Physiotherapeuten, die Lust haben auf mehr.

Was mich treibt, ist die Neugierde, immer noch ein Stückchen weiter zu denken. Ich mag es zum Beispiel, auf Kongressen Daten zu präsentieren, ein Feedback zu bekommen und zu hören, was die Welt daraus macht. Schwierig ist dagegen oft die Finanzierung: Viele Möglichkeiten stehen ausschließlich Jüngeren bis 40 Jahre offen und sind nicht für Späteinsteiger vorgesehen. Noch gibt es auch keine Forschungsgelder explizit für Physiotherapieforschung.





Wie Sprache wiedererlangt wird

Annette Baumgärtner, 58, Professorin für Logopädie:

Mein Schwerpunkt ist die Behandlung von Menschen, die nach einem Schlaganfall nicht mehr in der Lage sind, ihre Gedanken in Sprache umzusetzen. Im vergangenen Jahr hatten wir eine aufsehenerregende Publikation im Lancet; mehr als 50 Wissenschaftler und Therapeuten waren an dem Projekt beteiligt. Wir haben erstmalig gezeigt, dass intensive Sprachtherapie bei chronischer Aphasie, dem Verlust von Sprache, eine nachhaltige Verbesserung bringt.

Für die Logopädie ist diese Studie ein Meilenstein. Dieser erstmalige wissenschaftliche Nachweis ist aber auch im Hin-

blick auf die Kostenträger und die Heilmittelrichtlinien bedeutsam. Genau diese Art von Studien wollte ich immer machen, Wirksamkeitsnachweise für die Therapien bei Sprech-, Sprach- und Stimmstörungen,

„An der Universität zu Lübeck habe ich meinen Traumjob gefunden“

dafür habe ich überhaupt studiert.

Künftig werde ich weiter an dem Thema arbeiten, das ja noch viele Fragen aufwirft – zum Beispiel wie hoch die Anzahl der Therapiestunden und wie lang die The-

rapiedauer mindestens sein muss, damit der nachgewiesene Effekt eintritt. Oder ob die Effekte wiederholbar sind: Können Patienten mit Sprachstörungen auch nach Jahren mit wiederholter Intensivtherapie eine weitere Verbesserung erfahren? Mit bildgebenden Verfahren möchte ich die Veränderungen sichtbar machen, die durch die Therapie im Gehirn entstehen.

Begonnen habe ich meinen Weg an der Berufsfachschule. Drei Jahre dauerte die Ausbildung, die ich als sehr begrenzt empfunden habe. Es gab wenig Raum, die Störungsbilder und die Mechanismen dahinter wirklich zu verstehen. Im Wesentlichen wurden Rezepte vermittelt: bei Problem A wendet man Behandlung B an. Ich wollte aber wissen, wie die Störungen zustande kommen und was genau durch meine Therapie passiert. Schließlich bin ich nach Amerika gezogen, wo man nur mit einem Master in Logopädie eigenverantwortlich behandeln darf. Ich habe dort erlebt, wie Logopäden neue Diagnostikinstrumente entwickelt haben. Und gesehen, was möglich und notwendig ist, wenn sich die Logopädie weiterentwickeln will. Ich wollte Ähnliches für Deutschland erreichen, eine Vorreiterin sein. Jetzt haben wir hier ein aufbauendes Bachelorstudium für Logopäden mit staatlicher Anerkennung.

An der Universität zu Lübeck habe ich meinen Traumjob gefunden. Es macht mir großen Spaß, in interprofessionellen Teams zu arbeiten. Mit Kollegen aus anderen Fachgebieten neue Forschungsfelder zu erschließen, über kurze Wege, weil man direkt im Nebenhaus sitzt. Ich mag die Freiheit, meine Themen selbst wählen zu können, und auch die Lehre, bei der ich junge Leute für dieses Fach begeistern kann.

In den USA konnte ich bei Logopäden studieren, noch dazu bei Professorinnen. Zum ersten Mal habe ich Vorbilder gese-

hen, und konnte beobachten: wie macht sie das, wie leitet sie ein Team, wie führt sie ein Labor? Ich hoffe, dass ich durch meine Arbeit hier ebenso ein Vorbild für Jüngere sein kann.

Was das Immunsystem regulieren kann

Gabriela Riemekasten, 53,
Professorin für Rheumatologie und
entzündliche Systemerkrankungen:

Wir beschäftigen uns mit schwerwiegenden entzündlichen Systemerkrankungen, die die inneren Organe beeinflussen, wie die systemische Sklerose, die zu einer Verhärtung des Bindegewebes führt, oder wie der systemische Lupus erythematosus, die Schmetterlingsflechte. Häufig sind wir hier nicht gut genug in der Therapie. Zur Behandlung schwerer Verläufe wird vor allem das Immunsystem der Erkrankten unterdrückt. Dadurch kommt es auch zu einer Vielzahl von Infektionen, was sehr unbefriedigend ist.

Beim systemischen Lupus erythematosus haben wir nun einen neuen Ansatz entwickelt, eine Therapie, die man anwenden kann, wenn die Krankheit aktiv ist. Unsere Arbeitsgruppe konnte folgendes zeigen: das Krankheitsgeschehen hängt mit einem Versagen von regulatorischen T-Zellen zusammen, einer natürlichen Bremse von Autoimmunerkrankungen, und außerdem einem Mangel an Interleukin 2, das diese Zellen zum Wachstum anregt. Wir waren weltweit die Ersten, die Interleukin 2 bei Patienten mit Lupus erythematosus eingesetzt haben. Klinische Studien haben sehr vielversprechende Ergebnisse erbracht, wir schaffen eine deutliche Verbesserung der

mit dem man gezielt in die Krankheitsprozesse eingreifen könnte.

Immunologie hat mich von Anfang an angezogen, ich wollte Ursachen verstehen, wissen, wie alles zusammenhängt. Während des Studiums in Berlin habe ich angefangen, mich mit dem Immunsystem zu beschäftigen. Das Fach dort hieß klinische Immunologie und Rheumatologie – so bin ich zu meinem Gebiet gekom-

mal fragt man sich am Ende des Tages, ob man überhaupt etwas Längerfristiges erreicht hat. Alles geht immer langsamer voran, als man es eigentlich erwartet und möchte. Forschungsprojekte sind eine Sache von Jahren. An unserem Ansatz gegen den Lupus arbeiten wir seit 2008. Es müssen auch genug Mittel eingeworben werden, um Forschung zu betreiben. Ich wünsche mir jedoch oft mehr Zeit für die Forschung, mehr Muße, um über neue Wege nachzudenken.

Für mich ist es wichtig, ehrgeizig zu bleiben, aber auch gesund und fit, um die Kraft für alles zu haben, was ich erreichen möchte. Man muss sich auf sich selbst verlassen können, das heißt aber auch, dass man eigene Fehler reflektiert und an sich arbeitet. Wichtig ist auch, Mitarbeiter zu finden, die sich begeistern lassen und die eigenen Ideen weiter entwickeln. Forschung ist nichts für Einzelkämpfer.

Wer den Weg in die Forschung geht, braucht ein wenig Glück und Menschen, die einen unterstützen. Mich hat meine Familie immer sehr unterstützt, ganz besonders mein Mann.

Erkrankung auch bei Patienten, die bisher nicht gut auf die herkömmlichen Medikamente angesprochen haben. Hier sind wir weitergekommen, darüber freue ich mich. Ich hoffe nun, dass wir damit ein Medikament entwickeln, mit dem wir auch verschiedene andere Autoimmunerkrankungen kausal behandeln können.

Bei systemischer Sklerose funktioniert der Ansatz mit Interleukin 2 wahrscheinlich nicht. Wir haben jedoch einen möglichen Entstehungsmechanismus gefunden,

men. Die Rheumatologie ist ein zentrales Fach, das viele Krankheiten umfasst. Sich auf ein einziges Organ zu beschränken, wäre nichts für mich gewesen. Seine Passion zu finden, etwas zu erforschen, wofür man brennt, das ist auch ein Glücksfall. Ich empfinde es als sehr sinnvolle Arbeit, etwas zu gestalten und zu entwickeln, das meinen Patienten hilft.

Im alltäglichen Ablauf erleben wir eine sich immer mehr verdichtende klinische Arbeit und viel Routine – und manch-





Warum ältere Menschen besser versorgt werden müssen

Katrin Balzer, 48, Professorin für Evidenzbasierte Pflege:

Momentan gibt es in der Pflege viele Theorien darüber, was pflegerische Unterstützungsmaßnahmen bewirken und wie diese wirken, aber man weiß wenig darüber, ob sie in der Praxis zutreffen. Wie häufig müssen zum Beispiel bettlägerige Menschen in eine andere Position gebracht werden, um einen Dekubitus – im Volksmund auch als Wundliegen bezeichnet – zu vermeiden, welche Matratze ist am besten für Menschen in dieser Situation geeignet?

Oft stehen wir vor solchen oder ähnlichen Fragen, ohne dass wir jedoch gute, das heißt, nach wissenschaftlichen Maßstäben geprüfte, Antworten haben. Dies bedeutet auch, dass wir den Studentinnen

und Studenten oft nur relativ unsicheres Wissen vermitteln können, was ihrem Bedürfnis nach Sicherheit, gerade am Anfang der Ausbildung, wenig entgegenkommt.

Ich habe mit 16 Jahren die Ausbildung zur Gesundheits- und Krankenpflegerin be-

„Ich mag an der wissenschaftlichen Arbeit besonders die Aha-Effekte“

gonnen, schon damals habe ich gedacht:

Das ist doch nur das halbe Wissen, das wir hier erlangen. Es genügt vielleicht, um alte oder kranke Menschen irgendwie zu versorgen, spiegelt aber eine gefährliche Sicherheit vor. Es ist mir wichtig, den Dingen auf den Grund zu gehen, mit pa-

tientenorientierter Forschung besser zu durchdringen, wie eine gute pflegerische Unterstützung funktionieren kann, insbesondere auch die Unterstützung bei den ganz basalen Aktivitäten des täglichen Lebens, wie Körperhygiene, Essen und Trinken oder Kommunikation.

Das Abitur habe ich über den zweiten Bildungsweg erlangt, im anschließenden Pflegepädagogik-Studium mit dem Zweitfach Biowissenschaften an der Humboldt-Universität in Berlin habe ich mich vor allem für die neurophysiologischen Grundlagen von Gesundheit, Krankheit und Pflege interessiert. Später wurde ich Chefredakteurin einer Fachzeitschrift für Pflegekräfte im Verlag W. Kohlhammer in Stuttgart. Doch im Verlag habe ich gemerkt, dass mich die wissenschaftliche Arbeit einfach sehr reizt.

Im Mittelpunkt meines Interesses steht die Versorgung älterer Menschen, vor allem von Menschen mit Demenz. Wir begegnen den Bedürfnissen und Nöten dieser Menschen oft noch nicht ausreichend. Studien zeigen zum Beispiel, dass Menschen mit Demenz weniger Schmerzmittel bekommen als gleichaltrige Menschen ohne diese Erkrankung. Menschen mit Demenz entwickeln nicht nur Gedächtnislücken, sie haben auch Probleme, Gefühle zu äußern oder Gefühlsregungen zu steuern. Wir arbeiten zum Beispiel an Kommunikationsstrategien, die Pflegenden und Ärzten helfen, adäquat auf die Betroffenen zu reagieren, etwa wenn diese nichts essen und trinken, Medikamente nicht nehmen oder sich bei der Körperpflege nicht unterstützen lassen möchten.

In einer größeren Multicenter-Studie entwickeln wir einen Weg, um die Zusammenarbeit zwischen den Hausärzten und den Pflegefachkräften im Pflegeheim zu verbessern.

Ich mag an der wissenschaftlichen Arbeit besonders die Aha-Effekte, und wenn wir neue Einsichten gewinnen, warum etwas funktioniert oder auch nicht.

Welche Belastungen krank machen

Elke Ochsmann, 43,
Professorin für Arbeitsmedizin:

Muskel-Skelett-Beschwerden durch Belastungen am Arbeitsplatz sind das Thema, das mich am meisten interessiert. Hier fehlen noch Grundlagen, was die Ursachen-Wirkungs-Beziehungen dafür sind, speziell welchen Anteil körperliche und psychische Belastungen haben. Es ist ein multikausales Geschehen, über dessen Wirkungsrichtung sich außerdem trefflich diskutieren lässt: fühle ich mich mehr belastet durch die Schmerzen oder habe ich Schmerzen wegen der hohen Arbeitsbelastung? Im Moment erforschen wir zum Beispiel die Auswirkungen von stoßhaltigen Schwingungen auf das Hand-Arm-System. Diese Stöße können etwa von der Arbeit mit einem Bolzenschussgerät herrühren und den Gefäßen, Nerven, Muskeln und Gelenken schaden. Anhand der Ergebnisse wollen wir präventive Maßnahmen entwickeln für Menschen, die mit dieser Art von Maschinen und Werkzeugen arbeiten.

Uns geht es hauptsächlich darum, dass Krankheiten oder gesundheitliche Schädigungen gar nicht erst entstehen. Ich könnte auch als Betriebsärztin tätig sein und zum Beispiel ein Unternehmen bei seinen Ge-

ich zur Medizin gewechselt, weil mir auch die Kommunikation mit Patienten wichtig war. Mit der Arbeitsmedizin hatte ich erst intensiver zu tun, als ich für das zweite Staatsexamen gelernt habe, hier war sie eines meiner mündlichen Prüfungsthemen – das mir auch gefiel. Doch zunächst habe

bei Konzepten oft bei Null an. Das Themenfeld in der Arbeitsmedizin ist extrem vielseitig und meist eher anwendungsorientiert. Das führt jedoch auch dazu, dass man sich in vielen Fällen weniger mit Grundlagenforschung, sondern oft mehr mit Fragen zur Anwendung existierender Erkenntnisse auseinandersetzt, was im medizinischen Bereich manchmal als nicht so attraktiv und interessant gewertet wird.

Ich freue mich, wenn ich eine Idee in einem Antrag formuliere, die andere auch gut finden und uns darin unterstützen. Wenn ich ein positives Feedback von Probanden oder Kooperationspartnern bekomme, die zum Beispiel sagen, durch die Teilnahme an unserem Projekt hätten sie viel gelernt. Und ich freue mich über spannende Ergebnisse. Oft dämpft es nur die Freude, wenn Kollegen diesen Wow-Effekt nicht nachvollziehen können und sagen: ok, klar, es gab noch keine Studie zu dieser Fragestellung. Aber wir kennen die Antwort doch schon lange.

„In der Schulzeit hat mich die Arbeit eines Astronomieprofessors beeindruckt“

sundheits- und Arbeitsschutzangeboten beraten und unterstützen. Meine derzeitige Stelle umfasst jedoch ausschließlich Forschung und Lehre.

Ich wollte schon in der Schulzeit später an der Universität arbeiten, nachdem ich einen Astronomieprofessor kennengelernt hatte und sehr davon beeindruckt war, wie frei er agieren und entscheiden konnte. Das fand ich schon damals toll.

An der Universität Erlangen habe ich Physik studiert, und im Schwerpunkt medizinische Physik unter anderem Protokolle für die Bestrahlung von Krebspatienten geplant. Doch nach dem Vordiplom bin

ich in der Herzchirurgie angefangen. Dem Fach wurde damals eine sehr düstere Zukunft vorhergesagt und dementsprechend die Zahl der Fachärzte künstlich verknappt – Kollegen brauchten zehn bis fünfzehn Jahre zum Facharzt. In dieser Situation habe ich mich wieder an die Arbeitsmedizin erinnert und mich an den Professor gewandt, der mich darin für das Staatsexamen geprüft hatte. Das war der Start in mein heutiges Fachgebiet.

Wir erleben hier keine Routine, wir arbeiten uns immer wieder in neue Themen ein, die zum Teil auch durch die Praxis an uns herangetragen werden, und fangen





Wie zielgerichtet Therapie wirkt

Magdalena Rafecas, 49, Professorin für Instrumentierung der medizinischen Bildgebung:

Wir arbeiten an der bildgebungsbasierten Kontrolle von Ionenbestrahlungen in der Hadrontherapie. Diese Art von Radiotherapie wird hauptsächlich bei Tumoren angewandt. Uns geht es darum, herauszufinden, ob die Strahlentherapie auch wirklich exakt ihr Ziel erreicht. Bei der Bestrahlung finden nukleare Reaktionen im Körper des Patienten statt, bei denen Gamma-Strahlung entsteht, die wir mit sogenannten Compton-Kameras detektieren können. Sie

„Als Kind wollte ich mit meiner Freundin zusammen neue Elemente entdecken“

verraten uns die Richtung, aus der diese Strahlung kommt, nicht jedoch den genauen Entstehungsort. Wir arbeiten wie Detektive, die versuchen aus den Spuren, die uns die Geräte aufzeigen, ein deutlicheres Bild zu erlangen. Dazu entwickeln wir Algorithmen, die wir anwenden können. Es ist ein schöner Moment, wenn wir erste Bildrekonstruieren, das besser ist als diejenigen, die wir davor hatten.

Ein anderer Fokus unserer Forschung liegt darin, neue Prototypen und Algorithmen für die Positronen-Emissions-Tomographie zu entwickeln. Dieses Verfahren kann unter anderem Tumore und Herzerkrankungen sehr früh sichtbar machen. Wir erforschen diese Bildgebung auch an Mäusen und wollen eine Positronen-Emissi-

ons-Tomographie für Zebrafische und andere kleine aquatische Tiere entwickeln.

Als Kind war ich von der Atomphysik fasziniert, meine Freundin und ich hatten den Plan, neue Elemente zu entdecken. Ich habe dann tatsächlich Physik studiert, besonders mit theoretischer Teilchenphysik habe ich mich beschäftigt. Physik hat ja eine bestimmte Schönheit, sie ist die Erklärung für die Phänomene, die wir sehen. Auch Mathematik ist schön, wenn sie so knapp, elegant und simpel eine Komplexität darstellen kann. Gäbe es mehr als ein Leben, könnte ich mich aber ebenso für Soziologie, Geschichte oder Sprachwissenschaften begeistern.

Es geht mir hauptsächlich darum, mehr Wissen zu erlangen. An meiner derzeitigen

Arbeit schätzte ich aber auch, dass aus den Erkenntnissen, die wir gewinnen, irgendwann neue Anwendungen entstehen können. In der Forschung erlebt man es jedoch immer wieder, dass man bei einem Projekt nicht weiterkommt, so ging es mir zum Beispiel bei meiner Doktorarbeit. Das kann extrem frustrierend sein. Da hilft nur Ausdauer und Zähigkeit und die Bereitschaft, einen anderen Weg zu nehmen als den zunächst geplanten. Diese wissenschaftliche Arbeit muss man wollen, man muss wirklich mit dem Herzen dabei sein.



Wie Karzinome wachsen

Barbara Wollenberg, 54, Professorin für Hals-Nasen-Ohrenheilkunde:

Wissenschaft ist kein Acht-bis-fünf-Uhr-Job, es ist etwas, das einen nicht loslässt, das einen völlig einfängt. Wer Wissenschaft lebt und dafür brennt, hat einen ganz anderen Lebensstil als andere. Mir geht es um den Erkenntnisgewinn, das Verstehen von Zusammenhängen, um Antworten. Dabei bin ich nur ein klitzekleiner Teil des großen Ganzen. Die Forschung ist ja ein Fass ohne Boden, wenn eine Frage geklärt ist, sind tausend weitere offen.

Was Menschen auf der Intensivstation brauchen

Maria Deja, 59,
Professorin für Interdisziplinäre Operative Intensivmedizin:

Nach dem Medizinstudium habe ich über fünf Jahre in städtischen Krankenhäusern gearbeitet. Doch ich habe gemerkt, dass mir dort etwas fehlte. Ich hatte viele Fragen, etwa, was den Krankheitsverlauf bestimmt und wie die Behandlung darauf Einfluss nimmt. Ich habe regelmäßig Kongresse besucht und Vorträge gehört, aber das hat nicht gereicht. Ich wollte dort arbeiten, wo geforscht wird, wollte Standards hinterfragen und darüber diskutieren. Schließlich habe ich an der Charité in Berlin begonnen und dort 15 Jahre gearbeitet. Ende vergangenen Jahres bin ich ans UKSH in Lübeck gewechselt.

Mein Forschungsschwerpunkt war das Lungenversagen als Teil des Multiorganversagens bei Intensivpatienten. Fragen zur medikamentösen Behandlung des Blut-

der Behandlung von Patienten im Mehrorganversagen erlernen. Aber besonders hat mich immer interessiert, wie es Patienten nach ihrer Entlassung geht. Patienten nach schwerem Lungenversagen haben später eine gute Lungenfunktion, aber nicht selten verändert sich ihr Leben. Sie leiden an psychischen Veränderungen, die mit einer Angsterkrankung einhergehen, wie eine posttraumatische Belastungsstörung oder verspüren Schmerzen.

Wir wissen inzwischen, dass Patienten, die wach auf der Intensivstation sind, schneller gesund werden und hinterher weniger Angsterkrankungen entwickeln als jene, die unnötig lange sediert oder in Narkose waren. Wir müssen darauf achten, dass die Menschen in der Nacht möglichst ungestört schlafen können. Tagsüber brau-

„Eine gute langfristige Lebensqualität der Patienten ist unser Auftrag“

hochdrucks in der Lunge und zur Beatmung haben wir an narkotisierten Tieren untersucht. Durch meine Arbeit in der Forschung und in der Klinik am Patienten habe ich gelernt, Nutzen und Risiken einer Behandlung zu bewerten und den Patienten und ihren Angehörigen zu erklären. Ich konnte invasive Behandlungen und den sinnvollen Einsatz von Kunstlungen bei

chen sie Zuwendung, Orientierung, Physio- und Atmungstherapie. Sie müssen trainieren, damit sie wieder zu Kräften kommen. Eine gezielte Schmerztherapie und gute Ernährung sind eine Voraussetzung für eine erfolgreiche Behandlung. Intensivmedizin ist für diese Patienten kein 100-Meter-Lauf, sondern ein Marathon. Sie müssen ihre Angehörigen regelmäßig

Ich wollte schon in der elften Klasse in die Medizin und Chirurgie werden. Im Biologieleistungskurs hatten wir einen Frosch seziiert und waren am Ende der Stunde noch nicht damit fertig. Ich habe darum gebeten, ihn mit nach Hause neh-

empfindlichen Fachgebiet. Wir ersetzen Ohrknöchelchen, operieren viele Eingriffe minimalinvasiv und mikroskopisch. Ich hätte auch Goldschmiedin werden können.

Es ist spannend, etwas Neues zu finden, Sachen zu verändern. Routine ist nicht das

„Forschung ist ein Fass ohne Boden. Wenn eine Frage geklärt ist, sind tausend weitere offen“

men zu dürfen und habe ihn dann im Kühlschrank aufbewahrt. Meine Mutter, eine Biologin, hat dieses Interesse verstanden. Heute betreibe ich tatsächlich eine sehr schöne Art der Chirurgie, in einem sehr

Richtige für mich. Ich operiere sehr gerne, liebe aber auch die Zeit für Forschung, hier liegt eines meiner intuitiv genuinen Interessen. Meine Dissertation und Habilitation umfassen immunologische The-



sehen können, die durch das Erlebte übrigens auch ein erhöhtes Risiko für Angsterkrankungen haben. Sehr wichtig ist eine tägliche interprofessionelle Visite von Ärzten, Pflegepersonal und Physiotherapeuten am Bett, damit sie gemeinsam den Tagesablauf und die Tagesziele besprechen und strukturieren. Diese Maßnahmen haben inzwischen Eingang in die Qualitätsindikatoren für die Intensivmedizin gefunden. Dazu konnte ich beigetragen.

Heute überleben bis zu drei Viertel der Patienten mit Lungenversagen, die Hälfte geht nach einem Jahr wieder zu Arbeit. Eine gute langfristige Lebensqualität ist der Auftrag, den wir von ihnen bekommen.

Ich kann meine Tätigkeiten als Ärztin und Wissenschaftlerin nicht voneinander abgrenzen. Wenn ich als Ärztin arbeite, frage ich mich immer, ob es besser geht. Forschung ist problemorientiert, sie soll die Medizin vorantreiben und zum Wohle der Patienten bessere Behandlungsmöglichkeiten finden.

men. Wir verfolgen die Charakterisierung der Schnittstelle von Tumor und Immunsystem und die Mechanismen, mit denen Kopf-Hals-Karzinome ihre Progression vorantreiben. Auch der Einfluss des Mikrobioms des Darms interessiert uns.

Ergebnisse entstehen im Team durch Diskussion, ich mag das Miteinander im Labor. Hier spielen alle den Ball gleichermaßen. Es gelingt mir, Mitarbeiter zu gewinnen, um meine Ideen, für die ich mir in der Klinik oft Anregungen hole, im Labor umzusetzen. Häufig sitze ich abends am Computer und lese Publikationen. Das ist mein zweiter Arbeitstag. Es fasziniert mich und dann eine wirklich richtig gute Idee zu haben, ist ein Heureka-Moment.

Woraus gefühltes Wissen entsteht

Lisa Malich, 38,
Professorin für die Wissensgeschichte
der Psychologie:

Ich interessiere mich dafür, wie kulturelle und gesellschaftliche Einflüsse unseren Blick auf die menschliche Psyche prägen. Derzeit arbeite ich an einem größeren Projekt zur Geschichte klinischer Psychologie und Psychotherapie.

Zudem erforsche ich Vorstellungen über psychische Prozesse in der Schwangerschaft, und wie diese von Geschlechterrollen und Mutterbildern geprägt sind. Eines meiner Themen ist zum Beispiel die Geschichte des Nestbauintinkts, der schwangeren Frauen nachgesagt wird. Angeblich lässt dieser Instinkt sie am Ende der Schwangerschaft allerlei besorgen und einkaufen, um eine möglichst heimelige Umgebung für das Kind, das geboren wird, zu schaffen. Diese Vorstellung stammt nicht unmittelbar aus der Wissenschaft, sondern ist in den Siebziger- und Achtzigerjahren in der Ratgeberliteratur entstanden. Interessant ist, dass sich die Idee vom Nestbauintinstinkt gleichzeitig mit dem Anstieg der Konsumkultur in der Schwangerschaft verbreitet hat. Bislang gab es noch keine Forschung zu diesem angeblichen Instinkt, das reizt mich besonders.

Ich habe Psychologie studiert mit Schwerpunkt auf Wissenschaftsgeschichte und Geschlechterforschung. Zudem habe ich eine Ausbildung zur psychologischen Psychotherapeutin. Meine Forschungstätigkeit empfinde ich als eine produktive und inspirierende Art zu arbeiten, da ich mich so immer wieder mit neuen Themen und Theorien auseinandersetzen kann. Man hat einen Freiraum zum Denken.

Der Reiz der Wissenschaft besteht für

„Der Reiz besteht für mich darin, scheinbar absolute Wahrheiten zu hinterfragen“

mich unter anderem darin, Wahrheiten, die scheinbar absolut sind, in Frage stellen zu können, und die Sicht auf die Welt zu verschieben. Anders als in naturwissen-

schaftlichen Feldern arbeiten wir in den Geisteswissenschaften seltener in großen Forschergruppen oder Labs. Mir gefällt die Unabhängigkeit und höhere Konzent-

ration, wenn ich alleine arbeite. Auf Konferenzen und bei Colloquien genieße ich aber auch den Austausch mit Kolleginnen und Kollegen.

Nachteilig für die Lebensplanung sind die vielen auf ein oder zwei Jahre befristeten Stellen in der Forschung. Konferenzen finden oft am Wochenende statt, was nicht einfach für Eltern ist.

Mein persönlicher Eindruck ist, dass Müttern kleinerer Kinder weniger Einsatzbereitschaft zugetraut wird. Generell zeigen Studien über Wissenschaftlerinnen, dass ihre Arbeiten weniger in Publikationen zitiert werden, und ihre Leistung in der Lehre schlechter bewertet wird, als das bei männlichen Kollegen der Fall ist.





Wie lange eine Schwangerschaft wirklich dauern darf

Christiane Schwarz, 55, Professorin für Hebammenwissenschaft:

Promoviert habe ich über die Geburtseinleitung bei Terminüberschreitung. Dieses Thema beschäftigt mich immer noch sehr. Was wissen wir eigentlich über die Dauer einer Schwangerschaft, welche Gefahren sind damit verknüpft, wenn das Kind zu lange im Bauch bleibt, und wie können wir diese Risiken mindern?

Jede vierte Geburt wird eingeleitet: das Medikament, das meist dafür verwendet wird, ist für die Geburtseinleitung nicht zugelassen und wird oft zu hoch dosiert. Manchmal startet man eine Interventionskaskade, wenn man anfängt, zu früh in einen physiologischen Prozess einzugreifen, was mit fetalen Notsignalen und einem Notkaiserschnitt enden kann. Wie es häufig in der Wissenschaft so ist, wenn man eine Frage untersucht, tauchen mit der Beantwortung viele neue Fragen auf. Eine der wichtigsten ist für mich, wie es den Frauen damit geht, wenn die Geburt eingeleitet wurde. Darüber gibt es bislang keine systematische Erfassung.

Wir betrachten Fragestellungen immer von zwei Seiten. Wir erheben Zahlen und Daten dazu, wir befragen vor allem aber die Menschen nach ihren Erlebnissen.

Mein Ziel ist nicht die Wissenschaft für den Elfenbeinturm. Der Slogan der Universität Lübeck *Im Focus das Leben* passt besonders gut zu meiner Arbeit.

„Wir Hebammen können mit unserer Arbeit die Welt besser machen“

Eine unserer Untersuchungen hat gezeigt, dass eine wichtige Ursache von geburtshilflichen Schadensfällen in fehlender oder schlechter Kommunikation zwischen

den verschiedenen Berufsgruppen liegt. Es ist daher besonders toll, dass angehende Ärztinnen und Ärzte und angehende Hebammen hier in gemeinsamen Modulen ausgebildet werden und von Anfang an daran gewöhnt sind, zusammen zu arbeiten. Alle anderen Hebammenstudiengänge sind ja an Fachhochschulen beheimatet, wo es diese Möglichkeit nicht gibt.

Ich bin mit der wissenschaftlichen Arbeit aufgewachsen: mein Vater hatte einen Lehrstuhl in Medizinischer Physik inne, und als sechsjähriges Mädchen habe ich in seinem Labor flüssigen Stickstoff von einem Tank in den anderen gefüllt. Mein Vater war etwas traurig, als ich mich nach der Schule für eine Ausbildung zur Hebamme und nicht für den Weg in die Wissenschaft entschieden habe. Aber inzwischen hat sich alles gefügt, ich bin tatsächlich beides geworden, Hebamme und Wissenschaftlerin.

Mich treibt ein hohes Maß an Idealismus, Optimismus und Neugier, und ich bin tatsächlich der Meinung, dass wir Hebammen mit unserer Arbeit die Welt besser machen können - indem wir uns für die seelische und körperliche Gesundheit der Frauen und Kinder einsetzen.

Ich arbeite inzwischen ausschließlich in der Forschung und vertrete nur manchmal noch eine Hebammen-Kollegin bei einer Schicht. Aber Hebamme zu sein bleibt meine Berufung. Wenn eine Publikation von einem Journal angenommen wird, könnte ich Bäume ausreißen vor Glück.

Doch das ist natürlich eine ganz andere Dimension von Freude, als wenn ich zum Beispiel eine Nacht lang die Geburt eines kleinen Menschen begleiten durfte.

Schütt & Grundei
Ihr Gesundheitspartner

Läuft!

- + Orthopädietechnik
- + Orthopädie-Schuhtechnik
- + Reha-Technik
- + Sanitätshaus
- + Home Care
- + S&G Kids

S&G Orthopädische Vertragswerkstatt UKSH | Campus Lübeck
Neue Telefonnummer: 0451 / 500 411 86 | 0451 / 50 36 26 (extern)



Was medizinische und biologische Daten erzählen können

Inke König, 45,
Professorin für Medizinische Biometrie und Statistik:

Für meine wissenschaftliche Arbeit untersuche und entwickle ich statistische Methoden, die dafür geeignet sind, medizinische und biologische Daten auszuwerten. Dabei liegt ein wichtiger Schwerpunkt in der Entwicklung von Methoden für die Analyse von genetischen Daten. Denn gerade die Genetik hat sich in den vergangenen zwanzig Jahren stark weiterentwickelt, deswegen muss auch die Statistik hier mit neuen oder angepassten Verfahren nachziehen.

Ein zweiter Schwerpunkt ist die Biostatistik im Rahmen von klinischen Studien. Hier geht es neben der eigentlichen Auswertung am Ende einer Studie darum, Studiendesigns zu entwickeln, zum Beispiel, um zu bestimmen, wie viele Patienten über welchen Zeitverlauf untersucht werden müssen oder welche Erfolgsparameter sinnvollerweise bestimmt werden.

Besonders spannend finde ich derzeit das Themenfeld der Präzisionsmedizin, das eigentlich eine Verknüpfung der beiden Schwerpunkte darstellt. Hierbei geht es darum, Wissen über Patienten zu sammeln; es handelt sich um Informationen aus ganz verschiedenen Bereichen: also beispielsweise klinische und genetische Daten, aber auch Informationen über den Lebensstil der Menschen. Ausgewertet werden Informationen, aufgrund derer ich vorhersagen kann, für welche Krankheiten das Risiko erhöht ist, wie der Verlauf

onspartnern. Wir selbst haben dabei weder Kontakt zu Patienten, noch arbeiten wir im Labor. Trotzdem ist es mir immer wichtig zu verstehen, wo die Daten herkommen, mit denen wir arbeiten, wie genau also die Daten gemessen werden, und welche Probleme dabei auftreten können oder aufgetreten sind. Unsere Aufgabe ist es dann herauszufinden, was einem diese Daten erzählen. Dadurch, dass wir die Daten nicht selbst generieren, habe ich das Privileg, an sehr vielen Projekten gleichzeitig mitarbeiten zu können.

Neben der reinen wissenschaftlichen Arbeit ist mir die Lehre sehr wichtig. Unter anderem unterrichte ich Medizinstudierende in der Medizinischen Biometrie und Studierende der Mathematik in Medizin und Lebenswissenschaften in den Fächern Biostatistik und Genetische Epidemiologie. Besonders erfreulich ist es hier, dass ich die akademische Entwicklung von Studierenden über das gesamte Studium hinweg immer wieder in verschiedenen Lehrveranstaltungen sehen und begleiten darf.

In meinem eigenen Werdegang habe ich Psychologie in Marburg studiert und in der Humanbiologie promoviert. Von Anfang an habe ich mich für die wissenschaftliche Arbeit interessiert. Auch wenn mich eher der Zufall in die Medizinische Biometrie geführt hat, hat mich das Fach schnell begeistert. Die Tätigkeiten sind extrem vielseitig und relevant für die medizinische und humanbiologische Forschung, auch wenn das nach außen vielleicht nicht immer so sichtbar ist.

Natürlich gibt es auf einem Karriereweg immer auch wieder Durststrecken. Mir war es in diesen Zeiten vor allem immer wichtig, dass es Menschen gab, die an mich glaubten und mich das spüren ließen. Ich habe besonders viel Unterstützung durch meine Eltern erfahren, die mir viel zugetraut haben, und durch meinen Mann, der es immer für selbstverständlich gehalten hat, dass wir auch mit Kindern gleichberechtigt berufstätig sind.

„Besonders spannend finde ich derzeit das Themenfeld der Präzisionsmedizin“

bestimmter Krankheiten sein wird, wenn sie tatsächlich auftreten sollten, und welche Behandlungen vielversprechend sein werden.

In unserer Arbeit sind wir immer auf gute Kooperationen angewiesen, und so arbeiten wir vor allem mit klinischen Partnern vor Ort zusammen, aber auch mit nationalen und internationalen Kooperati-



Warum Menschen sich mögen

Silke Anders,
Professorin für Soziale und Affektive Neurowissenschaften:

In meiner Arbeitsgruppe erforschen wir die neuronalen Grundlagen sozialer Beziehungen. Wir fragen uns zum Beispiel, warum einige Menschen gut zusammen passen und andere nicht. Wir vermuten, dass das mit der Ähnlichkeit ihrer Gehirne zu tun hat. Um das zu untersuchen, messen wir aktuell in einer Verlaufsstudie die Hirnaktivität von Studierenden zu Beginn ihres Studiums mit Hilfe bildgebender Verfahren. Danach befragen wir die Teilnehmer in jedem Semester, mit wem sie Zeit verbringen und mit wem sie befreundet sind.

Als Kind habe ich mich für Filme des Meeresforschers Jacques-Yves Cousteau begeistert und als Jugendliche Bücher des Verhaltensforschers Konrad Lorenz gelesen. In der Bildgebung zu sehen, was im Gehirn passiert, finde ich heute genauso faszinierend, wie mich als Kind die Meeresstiefen begeistert haben. Beides ist etwas, das tief unter der Oberfläche verborgen ist. In meiner ersten Studie zu nicht-sprachlicher Kommunikation haben wir Liebespaare miteinander kommunizieren lassen. Wir haben die jeweilige Partnerin gebeten, sich in eine emotionale Situ-

„Wir haben eine App entwickelt, die das gegenseitige Verstehen trainiert“

In einer anderen Studienreihe untersuchen wir, ob sich die Wahrnehmung emotionaler Information in der Stimme eines Gesprächspartners durch Training verbessern lässt. Dazu haben wir eine App entwickelt, die die Genauigkeit der emotionalen Kommunikation misst und gleichzeitig ermöglicht, das gegenseitige Verstehen zu trainieren. In Zukunft könnte diese App Menschen mit psychiatrischen Erkrankungen oder Hörbeeinträchtigungen helfen, aber auch Ärzten, die emotionalen Signale ihrer Patienten stärker wahrzunehmen.

ation zu versetzen und ihre Gefühle allein mit ihrer Mimik ausdrücken. Der jeweilige Partner hatte die Aufgabe, mit seiner Partnerin mitzuempfinden.

Mit Hilfe bildgebender Verfahren und mathematischer Algorithmen konnten wir sichtbar machen, wie sich die emotionale Information aus dem Gehirn der Partnerin im Gehirn ihres Partners aufbaut. Daraus lassen sich dann weitere Parameter extrahieren, mit denen die Kommunikation auf neuronaler Ebene beschrieben werden kann. Das finde ich ungeheuer spannend



MUSIK- UND KONGRESSHALLE LÜBECK



10 - 2.000 Personen



15 Tagungsräume



0451 / 7904 - 115



kontakt@muk.de



MUK.DE



Christiane Nüsslein-Volhard

wurde am 20. Oktober 1942 in Magdeburg geboren. Sie studierte Biologie, Physik und Chemie in Frankfurt am Main und promovierte an der Universität Tübingen. Sie ist Direktorin am Tübinger Max-Planck-Institut für Entwicklungsbiologie.

Für ihre Entdeckungen von Genen, die die Entwicklung von Tier und Mensch steuern, sowie den Nachweis von gestaltbildenden Gradienten im Fliegenembryo hat Christiane Nüsslein-Volhard zahlreiche Auszeichnungen erhalten, unter anderem den Leibnizpreis der Deutschen Forschungsgemeinschaft und den Albert Lasker Medical Research Award. Sie bekam 1995 den Nobelpreis für Physiologie oder

Medizin für ihre grundlegenden Erkenntnisse über die genetische Kontrolle der frühen Embryoentwicklung.

Von 2001 bis 2006 gehörte sie dem nationalen Ethikrat der Bundesregierung an. 2004 gründete sie die Christiane Nüsslein-Volhard-Stiftung zur Unterstützung junger Wissenschaftlerinnen mit Kindern. In einem im Juli 2018 erschienenen Interview mit der Zeitschrift „Brigitte Wir“ spricht sie darüber, dass sie sich im Laufe ihrer Karriere immer wieder gegen Arroganz, Geringschätzung und Sexismus von Seiten männlicher Kollegen behaupten musste. Neben ihr steht auf der Liste der deutschen Nobelpreisträgerinnen nur noch Herta Müller, die den Literatur-Nobelpreis erhalten hat.

Einsame Spitze

Unter Nobelpreisträgern sind Frauen immer noch die Ausnahme - Christiane Nüsslein-Volhard hat als erste deutsche Forscherin den Preis erhalten. Sie spricht über Talent, Macht und die Faszination für Zebrafische.

Von Elena Vogt

focus LIVE:

Sie haben 1995 den Medizin-Nobelpreis bekommen – welchen Tipp haben Sie für Nachwuchswissenschaftlerinnen?

>> **Nüsslein-Volhard:** Schwierige Frage - der Nobelpreis war Glück, nicht Ziel. Eine Anerkennung meiner Entdeckungen auf dem Gebiet der Entwicklungsbiologie. Diese Forschung war sehr spannend und unerwartet erfolgreich - ich hatte irgendwie einen guten Riecher für ein bedeutendes und fundamentales biologisches Problem, das mit den von mir gewählten Objekten und Methoden lösbar war. Obwohl es wirklich sehr viel Arbeit und einen großen Einsatz bedeutete, der mich über Jahre hinweg Tage und Nächte lang im Labor gefangen hielt. Man darf sich da nichts vormachen: wenn man in der Forschung erfolgreich sein will (und nur dann macht es Spaß), geht es nicht ohne hohen Arbeitsaufwand. Aber wenn das Gebiet spannend ist und man Entdeckungen machen kann, empfindet man das häufig gar nicht als Arbeit, sondern wie ein Hobby. Trotzdem sehen das viele als Entbehrungen und Verzicht auf anderes. Ich sehe das eher als Befriedigung..

focus LIVE:

Was hat Sie an Ihrer Forschung bis heute am meisten fasziniert?

>> **Nüsslein-Volhard:** Meine Forschung befasst sich mit der Entstehung räumlicher Muster aus fast homogenen Formen. Das zentrale Problem war für lange Zeit, wie aus einer einfach erscheinenden schlichten Eizelle ein komplexer Organismus wird, mit der Vielzahl an Strukturen und Organen am richtigen Ort, in jeder Generation neu. Wie kommt eine Zunahme an Komplexität zustande, wo doch eigentlich nach dem zweiten Hauptsatz der Thermodynamik alles eher der Gleichverteilung zustrebt? Wir konnten zeigen, dass als Prinzip Morphogengradienten dabei eine entschei-

dende Rolle spielen. Heute befasst sich meine Forschung mit der Entstehung der faszinierend schönen Farbmuster bei Tieren - als Beispiel versuchen wir zu verstehen, wie der Zebrafisch zu seinen Streifen kommt. Das wird uns auch einiges erklären können, wie Farbmuster allgemein entstehen können.

focus LIVE:

Was hätten Sie gerne schon als junge Wissenschaftlerin gewusst?

>> **Nüsslein-Volhard:** Meinen Sie das politisch? Dass der Beruf nicht leicht ist und sowohl Talent als auch hohe Leistungen erfordert, war mir schon klar, auch dass man sich eben durchsetzen muss gegen Konkurrenz. Was vielleicht nicht so klar war, ist, dass man sehr bald selbständig sein muss, wenn man seine eigenen Ideen verfolgen möchte. Das bedeutet, Mitarbeiter zu haben, die man anleitet, die eigenen Forschungsziele zu bearbeiten und um die man sich kümmern muss. Man muss auch lernen, als Chef eine gewisse Macht auszuüben, was einen nicht immer beliebt macht., Aber sie ist notwendig, um Ergebnisse zu erzielen. Das lernt man nicht explizit während des Studiums. Heute gibt es da spezielle Managerkurse und Coaching, aber das gab es zu meiner Zeit nicht, man hat sich so durchgewurstelt. Heute ist vieles einfacher, da professioneller geworden, auch gibt es viel mehr Frauen im Forschungsbetrieb, sodass man nicht mehr eine Ausnahme ist.

focus LIVE:

Ein persönliches Anliegen von Ihnen ist die Förderung von Frauen. Sie haben eine Stiftung gegründet – worum geht es dabei?

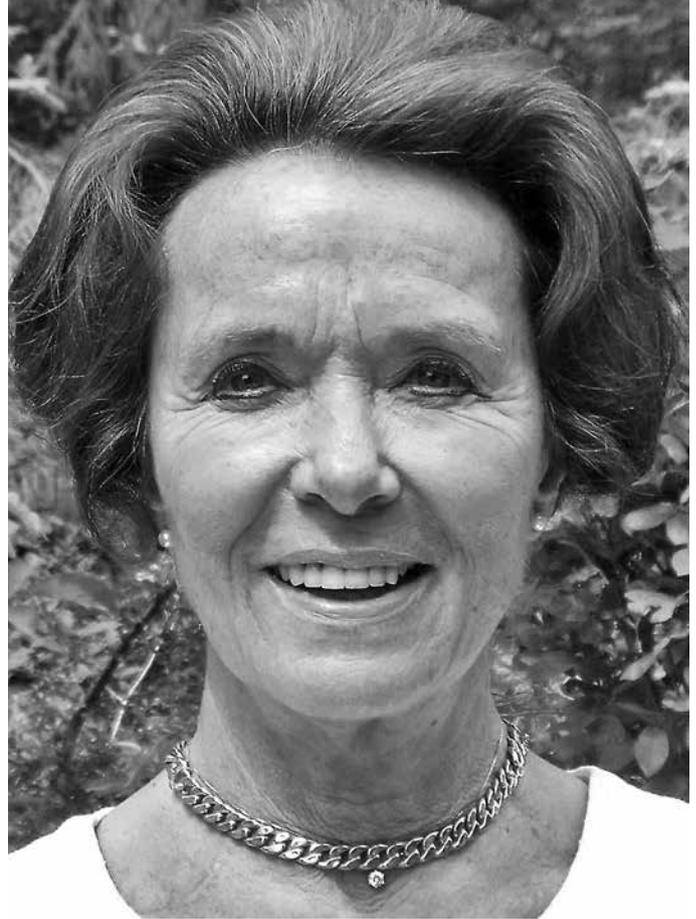
>> **Nüsslein-Volhard:** Forschung braucht viel Zeit, und die ist schnell sehr knapp, wenn man sie mit einer Familie teilt. Männern wird häufig durch nicht oder wenig berufstätige Frauen eine Menge abgenommen. Als Frau mit Familie (aber auch oh-

ne!) und Hochleistungsberuf sollte man sich unbedingt Hilfen holen, die man bezahlt, um Zeit zu sparen in Angelegenheiten, die nicht den ganz persönlichen Einsatz fordern, wie Putzen, Waschen, Einkaufen, das Auto zur Reparatur bringen und so weiter. Wir unterstützen junge ehrgeizige und talentierte Frauen mit Kindern finanziell in den Jahren vor einer Professur oder Gruppenleiterstelle. Sie bekommen für ein oder zwei Jahre Geld für Unterstützung im Haushalt.

focus LIVE:

Sind wissenschaftliche Karriere und Familiengründung Ihrer Meinung nach gut miteinander vereinbar?

>> **Nüsslein-Volhard:** Das kommt darauf an, was Sie möchten. Für Spitzenleistungen sind hohe Anforderungen an den Arbeitseinsatz gestellt, denn die Konkurrenz sind Männer, die von ihren Frauen Hilfe bekommen, umgekehrt ist das selten. Wenn beide Partner eine Führungsposition haben, kommen die Kinder möglicherweise zu kurz - vielleicht ist das aber nicht so schlimm, denn heute gibt es auch das Problem der Überbehütung und einer eher zu großen Fürsorge. Da braucht es gute Organisation, und es zählt Qualität, nicht Quantität. Ich denke, dass für die Kinder in verschiedenen Lebensphasen unterschiedliche Aspekte eine Rolle spielen, dass Kinder auch stolz auf ihre Mütter sein können und Besonders von ihr vermittelt bekommen, das bei einer nicht berufstätigen Mutter fehlt. Aber das wichtigste ist doch, dass die Frauen sich wohlfühlen in ihrem Beruf und ihn mit Spaß und Erfolg ausüben, und nicht weil der Beruf der Professorin heute so stark propagiert wird. Ich finde es total in Ordnung, sich für Familie und einen weniger anspruchsvollen Job zu entscheiden, obwohl es manchmal auch richtig schade ist, zu sehen, wie große Talente der Wissenschaft verloren gehen.



Prof. Dr. Marianne Schrader

Insgesamt war man als Frau ziemlich einsam

Prof. Dr. Marianne Schrader hatte es als eine der ersten Chirurginnen am Universitätsklinikum in Lübeck anfangs nicht leicht. Später kämpfte sie als Frauenbeauftragte der Uni Lübeck für die Gleichstellung von Männern und Frauen in der Medizin.

Von Benedikt Baikousis

Eine Ärztin? In der Chirurgie? Einige männliche Kollegen von Marianne Schrader konnten sich das offenbar nur schwer vorstellen. Sie hatten Vorbehalte, weil sie eine Frau war, und machten ihr das Leben schwer. „Es war anfänglich ein hässlicher Kampf“, beschreibt Schrader rückblickend die Konflikte, die sie als junge Ärztin mit Kollegen austragen musste. Aber sie setzte sich schnell durch, bewies allen Zweiflern, dass es nicht auf das Geschlecht ankommt, um die Kunst der Chirurgie zu beherrschen. Sondern auf Können, Selbstvertrauen, Berufung. Das machte sie zu einer Pionierin, einer Wegbereiterin für nachfolgende Kolleginnen.

Diese schwere Zeit erlebte Schrader in den 1970er Jahren. Die gebürtige Kielerin

hatte in Aachen ihre fachärztliche Ausbildung absolviert, zuvor promoviert. Dann wechselte sie 1974 nach Lübeck in die gerade selbständig gewordene Klinik für Plastische Chirurgie. Dort betrat Schrader eine Welt, in der Männer den Ton angaben. Außer ihr selbst gab es nur eine weitere ärztliche Kollegin, an die sie sich erinnern kann. „Insgesamt war man als Frau ziemlich einsam“, meint Schrader.

Forschen an fehlgebildeten Händen

Nicht alle Männer waren Schrader aber feindlich gesinnt. Ihr Mentor etwa, Professor Dr. Günter Maria Lösch, der die Plastische Chirurgie in Lübeck aufgebaut hatte, war von ihren medizinischen Fähigkeiten

überzeugt und förderte sie, wo er konnte. Am Universitätsklinikum war Schrader als Ärztin tätig, hat viel operiert. Sie forschte aber auch. Für ihre Habilitation untersuchte sie unter dem Mikroskop fehlgebildete Hände von totgeborenen Kindern. Sie widmete sich der speziellen Anatomie aller Funktionsstrukturen und fand heraus, dass bei der Polydaktylie des Daumens an einander zugewandten Seiten der gedoppelten Daumen zum Teil die Gefäße und Nerven fehlten. Diese neue Erkenntnis nutzte sie bei Operationen: „Wir konnten dann die vorhandenen Gefäße und Nerven der Außenseite des doppelten und zu entfernen den Fingers auf den gut geformten Daumen zusammen mit den Tastkörperchen transponieren, um eine ungestörte Sensibi-

lität herzustellen“, erläutert sie die Bedeutung ihrer Forschungsergebnisse.

Die Leidenschaft für die Medizin hat sie von Vater und Großvater mitbekommen. Der Großvater war Mediziner und Röntgenpionier, der Vater Internist und Professor der Pharmakologie. Marianne Schrader wusste früh, dass auch sie Medizinerin werden wollte. Als junges Mädchen ging sie schon mit dem festen Ziel auf das Gymnasium, Ärztin zu werden. Ihr Vater hat sie bei ihrem Berufswunsch immer unterstützt, fand es toll, dass sie Chirurgin geworden ist. Er sagte ihr oft: „Wir Internisten wissen nie so genau, was der Mensch eigentlich hat. Wir können ja nicht in ihn hineinschauen. Aber ihr Chirurgen könnt das.“

Erste gewählte Frauenbeauftragte der Universität

Nach den anfänglichen Schwierigkeiten in Lübeck machte Schrader rasch Karriere.

re. Sie stieg zur Oberärztin auf, habilitierte sich, Ende der 1990er Jahre wurde sie außerplanmäßige Professorin. Etwa zur gleichen Zeit wurde sie auch zur ersten Frauenbeauftragten der Universität zu Lübeck gewählt. In dieser Rolle begann ihr Einsatz für die Gleichstellung von Männern und Frauen in der Medizin.

„Das Wahlpflichtfach 'Gender in der Medizin' wurde hervorragend angenommen“

So hat sie zum Beispiel als Mitglied der Ethik-Kommission bewirken können, dass schon bei medizinischen Forschungsanträgen die Unterschiede zwischen den Geschlechtern berücksichtigt werden, etwa in Bezug auf den Krankheitsverlauf oder die Wirkung von Medikamenten.

Es musste fortan angegeben werden, ob Frauen als Probandinnen oder Patientinnen teilnehmen und inwieweit dies bei den Forschungsergebnissen speziell betrachtet wird.

Außerdem hat sie 2004 für Mediziner an der Uni Lübeck das Wahlpflichtfach „Gender in der Medizin“ ins Leben gerufen. In diesem Fach werden die verschiedenen medizinischen Unterschiede zwischen den Geschlechtern thematisiert. Besonders freut sie sich, dass das Wahlpflichtfach so gut von den Studierenden

angenommen wird – von beiden Geschlechtern. Über ein Drittel der Teilnehmer sind männliche Studierende.

Ein ungelöstes Problem sieht sie heute noch darin, dass zu wenige Medizinerinnen in Chefpositionen aufsteigen. Doch sie ist optimistisch, dass sich dieses Problem künftig von allein löst. Sie glaubt, dass die vielen jungen Frauen, die heute Medizin studieren, es irgendwann auch bis nach ganz oben schaffen werden: „Das ist wohl nur eine Frage der Zeit.“

Robert Schörck OHG
Geniner Straße 82 a
23560 Lübeck
fon 0451-582919-0

robert-schoerck.de



SEIT



1926

ROBERT SCHÖRCK
BÜROEINRICHTUNGEN + MÖBELTISCHLEREI

Gleichstellung ist ein demokratischer Prozess

Immer noch sind zu wenig Frauen in wissenschaftlichen Führungspositionen: Neue Maßnahmen der Deutschen Forschungsgemeinschaft sollen den Gleichstellungsprozess beschleunigen.

Von Hannes Lintschnig

Mehr als die Hälfte des Personals an deutschen Hochschulen sind weiblich, genauso sieht es bei den Absolventinnen und Absolventen aus. Bei den hauptberuflichen Professuren allerdings sind die Frauen deutlich unterrepräsentiert: Der Frauenanteil lag laut Statistischem Bundesamt im Jahr 2016 bei lediglich 23,4 Prozent, bei den C4-Professuren gar nur bei 11,6 Prozent. Zwar ist der Anteil in den vergangenen Jahren stetig gestiegen, aber nur sehr leicht.

Maßnahmen zeigen erste Wirkung

Die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) will dieser Entwicklung mehr Dynamik verleihen. Schon 2008 verabschiedete die DFG-Mitgliederversammlung die „Forschungsorientierten Gleichstellungsstandards“, eine Selbstverpflichtung der Mitgliedshochschulen mit dem Ziel, den Frauenanteil auf allen wissenschaftlichen Ebenen zu erhöhen. Die DFG-Mitglieder haben sich verpflichtet, durch verschiedene Maßnahmen wie etwa Mentoringprogramme oder Sensibilisierungsmaßnahmen den Frauenanteil zu erhöhen. Die Maßnahmen zeigten eine erste Wirkung, zwischen 2009 und 2013 ist der Frauenanteil an Juniorprofessuren, C3/W2- und C4/W3-Professuren weiter angestiegen.*

* 2002 wurde die damalige Besoldungsordnung C für Professorinnen und Professoren durch die W-Besoldung (W = Wissenschaft) abgelöst. Die Gruppe W 1 gilt für Juniorprofessorinnen und -professoren. W 2 und W 3 sind an die Stelle der vorherigen Gruppen C 2 bis C 4 getreten.

„Als Zwischenfazit hat die Mitgliederversammlung der DFG im Jahr 2013 entschieden, den Umsetzungsprozess zu den Forschungsorientierten Gleichstellungsstandards bis zum Jahr 2017 fortzuführen und deren Umsetzung und Wirkungsweise zu analysieren“, sagt Dr. Ines Medved, Referentin für Chancengleichheit der DFG. Das Ergebnis dieser 2017 veröffent-

schaftlerinnen für die Gremienarbeit“ und um „Rekrutierungsverfahren zur Gewinnung von Wissenschaftlerinnen“. Einen „Wettbewerb“ mit einer Einstufung der Hochschulen wird es nicht mehr geben, stattdessen stehen der offene Erfahrungsaustausch und das kollegiale Voneinanderlernen im Mittelpunkt. Aus den eingereichten Berichten sollen zentrale Er-

„Mit den Gleichstellungsstandards wurde ein Kulturwandel initiiert.“

lichten Evaluationsstudie fiel positiv aus. Die Mitglieder haben sich auf eine erneute Selbstverpflichtung geeinigt, auch um ein Zurückfallen hinter das bisher Erreichte zu vermeiden. „Bei der Einführung der Gleichstellungsstandards 2008 gab es noch viel Kritik von den Mitgliedshochschulen, es wurde viel und konstruktiv diskutiert. Man war sich zwar einig, dass etwas auf dem Gebiet der Gleichstellung geschehen müsse, aber es gab auch Gegenstimmen zu dem Beschluss. Das war im vergangenen Jahr nicht so, die erneuerte Selbstverpflichtung wurde einstimmig beschlossen“, so Medved.

Die grundsätzlichen Ziele der Forschungsorientierten Gleichstellungsstandards bleiben natürlich unverändert, allerdings gibt es einige Neuerungen in der Ausgestaltung der Selbstverpflichtung. Die Berichte der Mitgliedshochschulen werden verschlankt, alle zwei Jahre sollen sich die Hochschulen ein Schwerpunktthema aussuchen, das sie intensiv bearbeiten. In der ersten Berichtsrunde geht es um die Schwerpunktthemen „Entlastung von Wis-

senschaftlerinnen für die Gremienarbeit“ und um „Rekrutierungsverfahren zur Gewinnung von Wissenschaftlerinnen“. Einen „Wettbewerb“ mit einer Einstufung der Hochschulen wird es nicht mehr geben, stattdessen stehen der offene Erfahrungsaustausch und das kollegiale Voneinanderlernen im Mittelpunkt. Aus den eingereichten Berichten sollen zentrale Er-

Es braucht viel mehr Diskurs

„Ich begrüße die Reformen der DFG sehr“, sagt Dr. Solveig Simowitsch, Gleichstellungsbeauftragte der Universität zu Lübeck. „Die DFG hat mit den Gleichstellungsstandards einen Kulturwandel initiiert, das ist nicht zu unterschätzen. Gut, dass die DFG ein Zeichen und Reformen in Gang setzt.“ Simowitsch unterstützt und berät als Gleichstellungsbeauftragte das Präsidium, den Gleichstellungsauftrag durchzuführen. Dabei entwickelt sie geeignete Maßnahmen und schreibt die Gleichstellungsberichte, die das Präsidium herausgibt. Sie setzt sich nicht nur mit

den „Forschungsorientierten Gleichstellungsstandards“ der DFG, sondern auch mit verpflichtenden Gleichstellungszielen in Audits oder etwa dem Professorinnenprogramm des Bundes und der Länder auseinander. Der Anteil an weiblichen Professuren ist seit 2006, als Simowitsch Gleichstellungsbeauftragte wurde, bis 2017 von 6,1 Prozent auf 18,4 Prozent gestiegen. Im MINT-Bereich waren es 2017 nur 11,5 Prozent. „Bis zur Promotion ist das Geschlechterverhältnis ausgeglichen. Danach wird der Frauenanteil immer dünner“, sagt die promovierte Historikerin.

Die Gründe dafür sind vielfältig. „Es ist in vielen Fällen gar keine bewusste, sondern eine unbewusste Diskriminierung, weil man einfach Stereotype im Kopf hat und die bedient, ohne es zu merken. Leistung wird anders bewertet“, sagt Simowitsch. Auch die Vereinbarkeit des Berufs mit der eigenen Familienplanung sei häufig Ursache dafür, dass Frauen nicht eine berufliche Karriere innerhalb der Hochschule anstreben. Konkrete Maßnahmen, die Simowitsch eingeführt hat, sind beispielsweise Netzwerke von Doktorandinnen oder Informatikstudentinnen. „Es braucht viel mehr Diskurs in Gremien über Gleichstellung. Man muss erkennen, dass es ein Gleichstellungsproblem gibt und dafür sensibel sein. Wenn ein Institut keine Sensibilität für verschiedene Lebenskonzepte hat, dann helfen auch keine Maßnahmen. Alle müssen sich hinterfragen“, sagt Simowitsch.

An manchen Tagen sei es leichter, an anderen schwerer für sie, immer wieder die gleichen Argumente vorzutragen, aber: „Das gehört zu meinem Job. Man braucht



Das Gleichstellungsteam der Universität: Dr. Inga Oberpichler, Prof. Jennifer Hundt, Dr. Solveig Simowitsch (hauptamtlich), Dr. Kerstin Lüttke-Buzug, Dr. Annette Stümpel (v.l.n.r.)

einen langen Atem. Gleichstellung ist ein demokratischer Prozess. Man muss der Zeit Zeit geben“, sagt Simowitsch, die früher unter anderem für den Verein Terre des Femmes aktiv war. Ihr Ziel ist es, eine reale Gleichstellung auf allen Ebenen der Universität zu erreichen, schließlich seien

gleichgestellte Unis erfolgreicher, das Potential würde nicht verschwendet: „50 zu 50 wäre das Traumziel. Das werde ich in meinem Berufsleben wohl nicht mehr erleben. Offizielle Prognosen gehen davon aus, dass es noch mehr als 50 Jahre dauern wird.“



Prof. Dr. Carolin Schuster forscht an der Leuphana Universität Lüneburg zu Geschlechterstereotypen.

23 Prozent Frauenanteil

Obwohl mehr Frauen ein Studium abschließen, besetzen größtenteils Männer die Professuren. Woran liegt das? Sozialpsychologin Carolin Schuster über Geschlechterstereotype und Familienplanung im Wissenschaftsbetrieb.

Von Alessandra Röder

Als Carolin Schuster im Herbst 2016 die Stelle als Juniorprofessorin für Angewandte Sozialpsychologie an der Leuphana Universität in Lüneburg bekommt, ist sie überglücklich. Auf eine solche Chance hatte sie jahrelang hingearbeitet. „Ich wollte unbedingt in die Forschung“, sagt sie, „weil ich mich dort intensiv mit Fragen beschäftigen kann, die mich persönlich interessieren.“

len besetzen Frauen. Und das, obwohl sie häufiger Abitur machen und ein Studium abschließen. Je weiter es auf der Karriereleiter nach oben geht, desto größer wird der Männeranteil. Um mehr Frauen im Wissenschaftsbetrieb zu halten, hat der Bund zu Jahresbeginn sein 500 Millionen schweres Professorinnenprogramm zum dritten Mal verlängert.

Doch das Ungleichgewicht hat sich in

nerüberschuss in den MINT-Fächern: Der Frauenanteil bei den Professuren liegt dort bei 14 Prozent.

Beeinflusst das Geschlecht die Fächerwahl?

„Es gibt eine klare Geschlechtersegregation in Bezug auf die Bereiche, in die Frauen und Männer gehen“, sagt Professorin Schuster. Sie hat sich in ihrer Forschungsarbeit unter anderem mit der Rolle des Geschlechts bei der Wahl einer Fachrichtung beschäftigt.

„Der Weg in die Wissenschaft ist wie eine lange Pipeline, und er beginnt in der Schule“, sagt Schuster. Die Wahl der Studienfächer sei ein erster Schritt zum späteren Forschungsgebiet. Die Sozialpsychologin hat daher Schülerinnen gefragt, warum

„Es gibt eine klare Geschlechtersegregation in Bezug auf die Bereiche, in die Frauen und Männer gehen“

Bundesweit ist dieses Privileg aber noch immer größtenteils männlichen Wissenschaftlern vorbehalten. Nur 23 Prozent der Professuren an deutschen Hochschu-

den vergangenen Jahren nur marginal geändert. Von 2006 bis 2015 stieg der Anteil der Professorinnen gerade mal um 0,75 Prozent. Besonders deutlich ist der Män-

sie sich gegen Physik oder Informatik als Hauptfach entscheiden.

Das Ergebnis: Viele erwarten negative Emotionen beim Studieren von technischen oder naturwissenschaftlichen Fächern. „Menschen fühlen sich in Grup-

„Es geht dabei aber nicht wirklich um das Geschlecht, sondern um das, was damit verbunden wird“

pen wohl, die ihnen ähnlich sind“, erklärt Schuster. Wenn nun hauptsächlich Männer einen Fachbereich wählen und dieser eventuell auch noch mit einer klischeebehafteten Vorstellung von Männlichkeit verbunden sei, schrecke dies die weiblichen Interessenten ab. Stattdessen würden sie sich lieber für Fächer entscheiden, mit denen sie sich identifizieren können.

„Hinzu kommt, dass in einer Gruppe mit nur einer Frau alles, was sie tut, auf ihr Geschlecht bezogen wird“, sagt Schuster. Das löse eine Bedrohungssituation aus, da sie als eine Art Repräsentantin fungiere und häufig auf ihr Frausein reduziert werde. „Es geht dabei aber nicht wirklich um das Geschlecht, sondern um das, was damit verbunden wird“, sagt Schuster.

Geschlechterstereotype

Diese Erkenntnisse lassen sich laut der Professorin auf die gesamte akademische Laufbahn übertragen. So würden auch viele Stellenausschreibungen so formuliert, dass sie eher männliche Bewerber ansprechen. Und sie lassen auch Rückschlüsse in die andere Richtung zu: Da durch eine Ähnlichkeit Sympathie für das Gegenüber erzeugt wird, wirkt sich dies auch auf die Chancen von Bewerbern aus. Das kann dazu führen, dass männliche Professoren unbewusst männliche Bewerber bevorzugen, weil sie ihnen ähnlicher sind.

Schuster hat sich in verschiedenen Studien mit Geschlechterstereotypen auseinandergesetzt. Nach wie vor würden Männern und Frauen bestimmte Eigenschaften und Verhaltensweisen zugeschrie-

ben. Die Ideale der Wissenschaft wie Objektivität oder Rationalität würden jedoch den Merkmalen widersprechen, die als typisch weiblich gelten. Dies sei eine Barriere für Akademikerinnen. Bei Fächern wie Informatik oder Maschinenbau werde die-

se Divergenz besonders deutlich. „Insgesamt ist der Wissenschaftsbetrieb sehr wettbewerbsorientiert, persönliches Engagement oder Teamfähigkeit sind hingegen eher im Hintergrund“, sagt Schuster. Viele weibliche Bewerber könnten aber genau mit diesen Skills punkten.

Bei der Diskussion über Geschlechter-eigenschaften werde häufig zwischen vermeintlich festgeschriebenen biologischen Faktoren und vermeintlich veränderbaren Umweltfaktoren unterschieden. Diese würden jedoch zusammenwirken und sich gegenseitig beeinflussen. So könnten beispielsweise soziale Rollen den Hormonspiegel verändern, etwa den Testosteronspiegel beim Mann senken. „Natürlich gibt es Unterschiede, aber sie treffen nicht immer in der gleichen Form auf ein Individuum zu“, sagt Schuster.

Schlechte Voraussetzungen für eine Familienplanung

Doch die begrenzte Zahl an weiblichen Professoren beschränkt sich nicht nur auf die MINT-Fächer. „Selbst in Fachrichtungen, in denen vorwiegend Frauen arbeiten, sitzen in den höheren Ebenen viele Männer“, sagt Schuster. Ein wesentlicher Faktor dafür sei die schwere Vereinbarkeit von einer akademischen Karriere und Familienplanung. Bis zur Promotion blieben noch viele Wissenschaftlerinnen dabei. „Aber die Post-Doc-Phase erreichen die meisten mit Ende zwanzig oder Anfang dreißig, also genau in der Zeit, in der sich viele Frauen Gedanken über einen eventuellen Kinderwunsch machen“, sagt Schuster. In dieser Pha-

se müssten sie aber eigentlich sehr flexibel sein sowie bereit, häufiger den Standort zu wechseln und zunächst nur unbefristete Arbeitsverträge zu bekommen. Schlechte Voraussetzungen für eine Familienplanung. In dieser Phase würden sich viele Frauen umorientieren.

Da die Stellen im Wissenschaftsbetrieb umkämpft sind, ist es schwer, nach einer Babypause wieder einzusteigen. Und auch nach der Schwangerschaft seien die Bedingungen für Eltern, die im akademischen Betrieb arbeiten, nicht optimal. „Es gibt beispielsweise oft nicht ausreichend Betreuungangebote“, sagt Schuster. Diese Baustellen müssten vor allem von der Politik angegangen werden.

Karriere mit Plan

Dass das Thema „Familie“ viele Frauen im Wissenschaftsbetrieb beschäftige, sei ihrer Erfahrung nach nicht allen Männern bewusst. Ihr sei aufgefallen, dass männliche Kollegen strategischer an die Karriereplanung herangehen. „Beispielsweise suchen sie ihre Themen mehr danach aus, ob diese ihrer Laufbahn nützen“, sagt Schuster. Sie empfiehlt weiblichen Akademikerinnen daher, sich ebenfalls einen Plan für ihre Karriere zu machen. „Es hilft unheimlich, zu verstehen, wie das System funktioniert, dann kann ich selbst entscheiden, wie weit ich das mitspielen will“, sagt sie. Junge Wissenschaftlerinnen sollten sich nicht scheuen, sich auf Stellen zu bewerben, Feedback einzufordern und mit ihren Themen und Wünschen auf andere zuzugehen.

Auch Netzwerke für Frauen können helfen. Schuster engagiert sich an der Leuphana Universität Lüneburg in dem Netzwerk für Geschlechter- und Diversitätsforschung. „Dort werden Vorträge zu verschiedenen Themen angeboten, aber auch Stellenangebote verschickt“, sagt sie. Bei all dem Druck, dem Wissenschaftlerinnen unterliegen, sei aber eine Sache trotzdem sehr wichtig: „Mit Spaß an die Sache heranzugehen und es nicht zu schwer zu nehmen, wenn mal etwas nicht funktioniert.“

Ein gelungener Start ins neue Studium

Die Sprach- und Fachkurse des Propädeutikums bereiten junge Geflüchtete auf ein Studium in Lübeck vor. Die ersten Teilnehmerinnen und Teilnehmer haben nun den Wechsel an die Uni geschafft. Junge Syrierinnen und Syrier berichten, wie es ihnen im ersten Semester ergangen ist und welche Pläne sie für die Zukunft haben.

Von Benedikt Baikousis

Dieser Moment fühlte sich einfach nur gut an. Nach all der Zeit und der langen Vorbereitung hat sie endlich Gewissheit. Es war der Moment, in dem Rama Hosean erfuhr, dass sie die Prüfungen am Ende des ersten Semesters bestanden hat. Seitdem weiß sie, dass sie ihr Studium in Lübeck schaffen kann, trotz der fremden Sprache, die sie noch nicht lange beherrscht. Sie hat jetzt eine Zukunftsperspektive – und die hat sie sich hart erarbeitet. „Am Ende, wenn du siehst, was du alles gemacht und geschafft

hast, dann weißt du, dass es sich gelohnt hat“, beschreibt Rama Hosean ihr Erfolgserlebnis.

Die junge Studienanfängerin ist ein Flüchtling aus Syrien und hat in Lübeck

um junge Geflüchtete auf ein Studium in Deutschland vorzubereiten. In kleinen Kursen in den Räumen im Schlüsselbuden lernen sie intensiv Deutsch und arbeiten sich auf Deutsch in die Grundlagen

„Die Anforderungen an neue Teilnehmer, des Propädeutikums steigen“

an dem Propädeutikum teilgenommen. Das Propädeutikum ist eine Art Vorstudium, das die Uni Lübeck eingerichtet hat,

und Fachbegriffe ihrer angestrebten Studiengänge ein. Die Dozentinnen und Dozenten im Fachunterricht sind fortgeschrit-



Dr. Sabine Voigt, Leiterin des Studierenden-Service-Centers, ist stolz auf die ehemaligen Teilnehmer des Propädeutikums. Mohammad Sulaiman (rechts) und Odai Alsharif haben das erste Semester in ihrem Studium erfolgreich absolviert. Sulaiman studiert Medizin, Alsharif hat sich für den Studiengang „Autonome Systeme und Robotik“ entschieden.

Esraa Sada und Ahamad Alyusef stammen beide aus Syrien und absolvieren in Lübeck das Propädeutikum. Im Anschluss möchten sie an der Uni studieren. Sada will sich für Medizin einschreiben, Alyusef für Informatik.



tene Studierende oder junge Absolventen, die ihr Wissen an die Teilnehmerinnen und Teilnehmer weitergeben.

Hosean gehörte zu den ersten Teilnehmenden des Propädeutikums, das 2016 startete – „focus LIVE“ hat über das Projekt in der Ausgabe 02/2017 berichtet. Dann, im Wintersemester 2017/18, wurde es ernst: Von insgesamt 20 Teilnehmern begannen 14 offiziell das Studium, und 13 haben das erste Semester erfolgreich bestanden, darunter auch Hosean.

Wie erging es ihr und den anderen Teilnehmern an der Uni? Wer hat ihnen geholfen? Und wie gut hat das Propädeutikum sie auf das Studium vorbereitet?

Der Sprung ins Studium

Die Vorlesungen, die vielen Studierenden, das Tempo im Unterricht an der Uni – das alles war für Rama Hosean anfangs neu. Sie hatte sich im Propädeutikum an überschaubare Kurse und eine beinahe familiäre Atmosphäre gewöhnt. Teilnehmende und die Dozentinnen und Dozenten kannten sich hier mit Namen. Wenn man etwas nicht verstanden hatte, konnte man einfach nachfragen. Dann wurde dieser Aspekt noch einmal gemeinsam wiederholt. Das geht nun an der Uni nicht mehr, weil in den Vorlesungen meist zu viele Studierende sitzen.

Doch mittlerweile kommt Hosean im Studium gut zurecht. Sie lernt gemeinsam mit Lougain Alobaid, die auch Medizin studiert und mit der sie sich schon im Propädeutikum angefreundet hat. Beide Studentinnen betonen auch, wie wichtig das

Propädeutikum – Pflicht oder Kür?

Das Propädeutikum ist für Geflüchtete mit Abitur keine Pflicht. Esraa Sada zum Beispiel, eine aktuelle Teilnehmerin, hat bereits in Damaskus zwei Semester Zahnmedizin studiert. In Lübeck möchte sie jetzt mit Medizin anfangen. Wenn sie die notwendigen Deutschqualifikationen hat und den offiziellen Sprachtest DaF besteht, könnte sie sich auch ohne Propädeutikum auf einen Studienplatz bewerben. Davon rät Projektleiter Matthias Holzum aber in der Regel ab. Zum einen wird einem ein erfolgreich abgeschlossenes Propädeutikum auf den Notendurchschnitt angerechnet, was gut ist, wenn ein Studium zulassungsbeschränkt ist. Zum anderen, weil die Erfahrungen zeigen, dass die Sprach- und Fachkurse effektiv auf das Studium vorbereiten. Insbesondere das Erlernen der Begriffe und der fachlichen Grundlagen in deutscher Sprache gilt als hilfreich, um dem Unterrichtstempo in den Vorlesungen an der Uni gut folgen zu können.

Wenn ein Geflüchteter kein Abi nachweisen kann, ist das Propädeutikum an der Uni Lübeck auch formal ein Muss. Ahamad Alyusef etwa, ebenfalls ein aktueller Teilnehmer, ist in seiner Heimat Syrien bis zum Abitur zur Schule gegangen, hatte dann aber kriegsbedingt keine Chance, die Prüfungen abzulegen. Deshalb muss er offiziell seine Studierfähigkeit (TestAS) und die erforderlichen Deutschkenntnisse (TestDaF) prüfen lassen, um in Lübeck sein Wunschfach Informatik studieren zu können. Beides hat er bereits geschafft. Zusätzlich benötigt er aber auch den erfolgreichen Abschluss des Propädeutikums.

Propädeutikum für sie gewesen sei, vor allem das Lernen und Wiederholen der verschiedenen Fachbegriffe und Fachinhalte auf Deutsch. Hosean glaubt, dass sie ohne diese intensive Vorbereitung die Prüfungen am Ende des ersten Semesters nicht bestanden hätte.

Auch der Medizinstudent Mohammad Sulaiman hat den Sprung ins Studium gut gemeistert. Für ihn sind seine Mitstud-

matik-Nachhilfe sei es ähnlich gewesen.

Organisiert wird dieser Extra-Unterricht von der Uni Lübeck, finanziert aus den Töpfen des Propädeutikums. Laut Dr. Sabine Voigt, der Leiterin des Studierenden-Service-Centers, scheitern internationale Studierende im Informatikbereich oft an den grundlegenden Kursen in Mathematik und Informatik und brechen dann das Studium vorzeitig ab. Die studienbe-

Teilnehmer anzugleichen. Das sei notwendig, weil bei einigen die Schulzeit teilweise schon ein paar Jahre her ist, so Holzum. Erst im zweiten Semester beginnt dann die eigentliche Vorbereitung auf das Studium.

Zudem werden die Zulassung und die erbrachten Leistungen stärker kontrolliert. Ab dem Wintersemester 2017/18 müssen alle Interessenten mit einem sogenannten B2-Zertifikat ein gewisses Niveau an Deutschkenntnissen nachweisen. Das heißt, die Grundlagen der Sprache werden im Propädeutikum nun nicht mehr vermittelt, wie es anfangs zum Teil noch geschehen ist. Zusätzlich wird ab dem Wintersemester 2018/19 ein rund einstündiger Fachtest in den Kernfächern des gewünschten Studiengangs eingeführt.

„Die Neuen müssen sich jetzt qualifizieren und sehr gute Noten vorlegen“

ten in der Anatomiegruppe eine wichtige Hilfe gewesen. Bei den Medizinerinnen ist das Fach Anatomie mit dem Präparierkurs ein wesentlicher Bestandteil des ersten Studienjahrs. Hier lernen die Studierenden in kleinen Gruppen an einem Leichnam, wie der menschliche Körper aufgebaut ist. Sulaiman gehört mit fünf weiteren Studierenden einem „Tisch“ in seinem Präparierkurs an. Diese Gruppe trifft sich vor den wöchentlichen Testaten, übt gemeinsam und tauscht sich über WhatsApp aus. „Falls jemand eine Frage hat, hilft ein anderer, der es weiß“, erklärt Sulaiman. Und die Gruppe unterstützte sich auch gegenseitig in anderen Fächern wie Histologie. Gut gefällt ihm zudem, dass jeder Anatomiegruppe nur ein internationaler Student zugeteilt ist.

gleitende Nachhilfe soll das verhindern. Mit geringen Mitteln könne man hier viel erreichen, sagt Voigt. Da auch deutsche Studienanfänger häufig Probleme mit den Informatik- und Mathematik-Kursen hätten, würde sie die Nachhilfe künftig gern für alle Studierenden öffnen.

Insgesamt freut sich die Leiterin des Studierenden-Service-Centers über die positive Entwicklung der ehemaligen Teilnehmer des Propädeutikums. „Sie wissen jetzt, wo ihre Reise hingehet. Sie haben ein Ziel und einen Plan, den sie verfolgen“, sagt Voigt. Lougain Alobaid etwa möchte nach dem Physikum unbedingt in Lübeck bleiben. Rama Hosean hingegen könnte sich vorstellen, während des Studiums für ein Praktikum nach Afrika zu gehen. Mohammad Sulaiman spielt mit dem Gedanken, Neurologe zu werden. Und Odai Alsharif will nach dem Bachelor noch einen Master in Robotik absolvieren.

Nachhilfe für internationale Studierende

Odai Alsharif hat sich für den Studiengang „Robotik und Autonome Systeme“ eingeschrieben. Im ersten Semester standen für ihn insbesondere Kurse in Mathematik und Informatik auf dem Plan. Wie alle internationalen Studierenden hat er in diesen Fächern zusätzliche Nachhilfe angeboten bekommen. Alsharif hat dieses Angebot genutzt. „Ein Lehrer hat uns noch einmal die Vorlesungen langsam erklärt. Und vor der Klausur haben wir einige wichtige Aufgaben gerechnet“, beschreibt Alsharif den Ablauf des Mathematik-Nachhilfeunterrichts. Bei der Infor-

Eignungsprüfung und Qualifizierungstests

matik-Nachhilfe sei es ähnlich gewesen. Seitdem die ersten Teilnehmer erfolgreich ins Studium gewechselt sind, hat sich auch das Propädeutikum selbst weiterentwickelt. Laut Matthias Holzum, der das Propädeutikum als Projektleiter betreut, gibt es eine Reihe von Neuerungen. Zum Beispiel werden die Lehrveranstaltungen nun auf zwei Semester hin angelegt. Im ersten Semester werden Grundlagen vermittelt, um das Wissen der

Viele Interessenten, lange Wartelisten

Wenn die Interessenten einen Platz für das Propädeutikum erhalten, müssen sie nach dem ersten Semester einen Qualifizierungstest bestehen. Nur dann dürfen sie ins zweite Semester vorrücken.

Auch diese „Zwischenprüfung“ ist neu. Nach dem zweiten Semester finden, wie gehabt, die abschließenden Prüfungen des Propädeutikums statt. „Unsere Ansprüche an die Teilnehmer sind gestiegen. Die Neuen müssen sich jetzt qualifizieren und sehr gute Noten vorlegen“, sagt Holzum.

Der Vorteil: Die Teilnehmer erfahren so rechtzeitig, ob sie wirklich fit genug für die Uni sind, und nicht erst, wenn das Studium bereits begonnen hat. Trotz der gestiegenen Ansprüche ist das Interesse am Propädeutikum unter jungen Geflüchteten in Lübeck weiterhin hoch.

Nach Angaben des Studierenden-Service-Centers gibt es lange Wartelisten. Auf jeden Platz kommen zwei geeignete Interessenten.



Kennen Sie sich auf dem Uni-Campus aus? Wo hat unsere Fotografin Alexandra Klenke-Struve dieses Bild gemacht?

Drehen Sie das Heft und lesen Sie die Auflösung unterhalb des Bildes.

Die Welt ist Licht und Schatten



Auflösung: Schallluken im Glocken- und Uhrenturm (Haus 70), errichtet 1912, dem Wahrzeichen der Universität

Junger Studiengang mit viel Know-How von außen

Seit zwei Jahren kann man an der Universität zu Lübeck Medizinische Ernährungswissenschaft studieren. Die Studierenden profitieren von besonders engagiertem Lehrpersonal, das ihnen Fachexpertise aus Industrie und Gesellschaft vermittelt.

Von Hannes Lintschnig

Die Studierenden stehen vor dem Eingang der Firma Hydrosol in Ahrensburg. Der Studiengang Medizinische Ernährungswissenschaft macht heute eine Exkursion zu dem Unternehmen der Stern-Wywiol-Gruppe. Hydrosol ist ein weltweit agierendes und sehr erfolgreiches Unternehmen im Bereich der Stabilisierungs- und Texturierungssysteme für Lebensmittel. Heute bekommen die Studierenden Einblicke hinter die Kulissen des Unternehmens, denn schließlich arbeitet eine ihrer Dozentinnen als wissenschaftliche Leiterin und als Leiterin im Bereich Produktmanagement bei Hydrosol. „Guten Morgen, sind alle da? Dann kommen Sie bitte herein“, sagt Dr. Dorotea Pein und geht mit den Studierenden in einen Konferenzraum.

Dorotea Pein hält die Vorlesung für die Studierenden des jungen Studiengangs der Medizinischen Ernährungswissenschaft zum Thema „Lebensmitteltechnologie in der Milch- und Fleischproduktion“ – zum ersten Mal in diesem Semester. „Ich wusste anfangs gar nicht, ob Lehren etwas für mich ist. Mein Vater war Hochschullehrer, aber ich habe das nie gemacht“, sagt Pein. Für sie und auch für ihr Unternehmen ist der Kontakt zu Studierenden wichtig. „Wir legen sehr viel Wert darauf, Studierenden unser Unternehmen zu zeigen. Schließlich sind es unsere zukünftigen Mitarbeiter oder Kunden.“

Außerdem möchte sie den Studierenden auch etwas vermitteln, sowohl in der Vorlesung als auch bei den Exkursionen. „Es ist wichtig, dass Studierende merken, dass es mehr als die fünf Prozent der Bioprodukte benötigt, sondern dass auch

Basic-Produkte gebraucht werden, besonders in anderen Ländern. Aber auch neue Trends wie vegane und glutenfreie Produkte sind natürlich interessant.“ Die Studierenden lernen neue Lebensmittel auf dem Rundgang durch die verschiedenen Labors kennen und dürfen diese auch probieren. Von Joghurt auf Kokosbasis bis zu veganer Wurst, Käseanaloge und Frischkäse auf Proteinbasis produziert Hydrosol viele verschiedene Lebensmittelkonzepte. 250 Mitarbeiter zählt das Unternehmen, dessen Hauptsitz in Hamburg ist und das in über 130 Länder exportiert. Dorotea Pein liebt ihren Job, aber auch das Lehren an der Hochschule macht ihr Spaß. „Ich

Auch Dr. Stefanie Hartwig bringt Fachexpertise in den Studiengang der Medizinischen Ernährungswissenschaft. Sie ist Rechtsanwältin für Lebensmittelrecht bei der Hamburger Anwaltskanzlei Zenk. „Es gibt nur wenige Anwälte, die Lebensmittelrecht machen. Das ist ein Nischengebiet“, sagt Hartwig, die genau daraus ihre Motivation für die Arbeit mit den Studierenden zieht. „Das kommt auf die Studierenden zu. Denn mit den Lebensmittelprodukten muss man ja auch werben können – und zwar juristisch sauber“, sagt die 43-Jährige, die die Vorlesung „Lebensmittelrecht“ für Studierende im 4. Semester hält. Es sei ein sehr dynamisches Feld,

„Wir legen sehr viel Wert darauf, Studierenden unser Unternehmen zu zeigen“

würde nächstes Semester auf jeden Fall weitermachen. Es war eine tolle Erfahrung für mich, mit Studierenden zu arbeiten.“

Studiengangsleiter Professor Christian Sina freut sich darüber, mit Dorotea Pein und anderen Lehrbeauftragten den Studierenden eine gute Lehre bieten zu können: „Ich bin sehr dankbar, dass Expertise von außen in die Universität getragen wird. Der Studiengang möchte sich öffnen, aus der Industrie heraus kommen einige Lehrbeauftragte. Es ist wirklich ein außerordentliches Engagement, das die Lehrkräfte im Bereich der Medizinischen Ernährungswissenschaft an den Tag legen“, sagt Sina. „Die Inhalte, die man die Studierenden lehrt, wenn man aus dem Berufsleben zurück an die Uni kommt, sind immens wichtig!“

das sich ständig wandelt, schließlich gibt es immer neue Gesetze aus Berlin oder Verordnungen aus Brüssel. „Nehmen wir das Beispiel Novel Food wie etwa Insekten. In asiatischen Ländern werden Insekten gegessen, sie sind ein hervorragender Eiweißlieferant, in Europa wird es in Mode kommen. Aber bevor man Insekten hier vertreiben darf, muss man sich an einen ganzen Eimer von Vorschriften halten und lebensmittelrechtliche Verbote beachten.“ Es geht auch um die Frage, inwieweit man Lebensmittel mit einem gewissen Gesundheitsnutzen bewerben darf. Hartwig begleitet Unternehmen bei solchen Fragen, außerdem macht sie auch Krisenmanagement für Unternehmen, etwa bei Skandalen wie Salmonellen oder Fremdkörpern in Produkten.



Dr. Dorotea Pein führt die Studierenden durch die Labors von Hydrosol in Ahrensburg. Hier probieren sie gerade Frischkäse auf Proteibasis.

Über ihre Arbeit an der Universität zu Lübeck und besonders über das Engagement der Studierenden war sie positiv überrascht. „Ich habe versucht, meine Vorlesung nicht zu trocken zu gestalten und viele Beispiele aus dem Leben aufzuzeigen. Das hat geklappt, die Studierenden haben toll mitgearbeitet, obwohl es eine

sehr komplexe Materie ist“, sagt Hartwig. „Und wenn man als Feedback bekommt, ‚endlich mal was Greifbares‘ gelehrt zu haben, dann ist das natürlich toll.

Es hat mir sehr viel Spaß gemacht und ich werde - wenn möglich - auch weiterhin zur Uni kommen.“

Info >> www.hydrosol.de

Novel Food

sind Lebensmittel, die aufgrund ihrer exotischen Herkunft, ihrer speziellen Zusammensetzung oder der Anwendung innovativer Herstellungsverfahren neu auf dem europäischen Markt sind.

Vielfalt statt Einfach

Die Universität steht für plurale Gesellschaft, Weltoffenheit und Chancengleichheit. Im Rahmen des Audits „Vielfalt gestalten“ baut sie das Handlungsfeld „Diversity“ auf.

Von Jonathan Kohlrausch



Das Diversity-Profil der Universität zu Lübeck ist im Rahmen des Audits ‚Vielfalt gestalten‘ des Stifterverbandes entstanden, an dem die Universität von 2016 bis 2019 teilnimmt. Weitere Themen im Audit sind Barrierefreiheit, Bildungsgerechtigkeit, Familie und Interne Kommunikation. Die Projektleitung des Audits liegt bei Dr. Jonathan Kohlrausch. In den Projektgruppen und im Lenkungs-kreis sind insgesamt 36 Mitarbeitende und Studierende engagiert, sodass möglichst viele und vielfältige Perspektiven und Stimmen zusammenkommen. Das Audit dient dem Aufbau des Handlungsfeldes ‚Diversity‘ an unserer Universität – und

um diesem eine Grundlage und einen Ausblick zu geben, wurde das Diversity-Profil verfasst.

Es wurde von einer Projektgruppe erarbeitet und am 14. Mai 2018 vom Präsidium beschlossen. Mitglieder der Projektgruppe waren: Swen Gärtner (bis 01/2018), Dr. Oliver Grundei (bis 05/2017), Prof. Nicole Jochems, Priv.-Doz. Dr. Thomas Kötter, Dr. Jonathan Kohlrausch, Sandra Magens, Prof. Dr. Lisa Malich, Katrin Obst und Dr. Solveig Simowitsch.

Prof. Dr. Gabriele Gillessen-Kaesbach, Präsidentin:

„Ich freue mich, dass die Universität sich ein Diversity-Profil gegeben hat, weil es zeigt, mit wieviel Expertise und Engagement wir für ein gerechtes und friedliches Zusammenleben eintreten - hier an der Universität, auf dem Campus und in der Partnerschaft mit anderen Institutionen und Akteur*innen. Vielfalt bereichert uns und Vielfalt fordert uns heraus! Mein herzlichen Dank an die Projektgruppe, die dieses Profil erarbeitet hat, und an alle Studierenden und Mitarbeitenden, die sich im Audit ‚Vielfalt Gestalten‘ einbringen. Hier zeigt sich ganz deutlich, wie wertvoll ihre Vielfalt für unsere Universität ist.“



Prof. Dr. Jeanette Erdmann, Direktorin des Instituts für Kardiogenetik:

„Ich begrüße das Diversity-Profil der Uni sehr! Meine Hoffnung ist, dass dies ein Beitrag zur Chancengleichheit ist, denn der Zugang zu universitärer Bildung muss jedem möglich sein. Unser neues Portal Barrierefreiheit*) ist hierbei aber nur der erste Schritt. Barrieren - baulicher Art und Barrieren im Kopf - müssen abgebaut werden. Gesellschaftlich muss erkannt werden, dass Vielfalt und nicht Einfachheit zur Lösung von Problemen notwendig ist. Den Ausschluss von Talenten,

*) www.uni-luebeck.de/barrierefreiheit

durch Barrieren, können wir uns heute, bei der globalen Konkurrenz umso mehr, nicht mehr leisten.“





Henrike Bäumer, AStA-Vorsitzende:

„Ich freue mich über das eindeutige Bekenntnis unserer Hochschule zu Vielfalt! Für diejenigen, die sich seit Jahren für Gleichberechtigung einsetzen, ist dies ein klares Zeichen, dass ihre Arbeit von der Universität gewürdigt und unterstützt wird.“

Mit der Erstellung des Diversity-Profiles ist ein wichtiger Grundstein für zukünftige

Antidiskriminierungsarbeit gelegt, aber dabei darf es nicht bleiben.

Wenn wir es schaffen, dass die Inhalte des Diversity-Profiles von allen Akteurinnen und Akteuren auf dem Campus nicht nur wahrgenommen, sondern auch gelebt werden, war dieses Audit aus meiner Sicht erfolgreich.“



Arne Parzentny, Sachgebietsleiter im Dezernat Liegenschaften und Zentrale Dienste:

„Ich hatte mich vor der Mitarbeit im Audit ‚Vielfalt gestalten‘ nicht sehr intensiv mit dem Thema auseinandergesetzt und war sehr skeptisch, was dabei herauskommt. Ich habe jedoch festgestellt, dass das Thema Diversity wichtig ist und auch gelebt werden sollte. Gerade die Zusammenarbeit mit Kollegen aus anderen Fachbereichen hat bei mir für mehr Verständnis im Umgang miteinander geführt. Ich habe viele neue Gedankengänge und Ansichten kennengelernt, die mir im beruflichen und im privaten Bereich geholfen haben. Wichtig ist es aber, nicht nur über Diversity zu sprechen, sondern die neuen Ansätze, die erarbeitet wurden, auch umzusetzen: Es ist wichtig, keine Menschen zu benachteiligen, anders denkenden Menschen zuzuhören und andere Ansichten zu akzeptieren.“

Leben in Vielfalt - Diversity-Profil der Universität zu Lübeck

Im Focus die Vielfalt des Lebens

Die Universität zu Lübeck ist ein Ort der Vielfalt. Wir treten für eine plurale Gesellschaft, für Welttoffenheit und Chancengleichheit ein und engagieren uns entschieden gegen Diskriminierungen. Unser aktives Bekenntnis zu Diversität ist die ethische Grundvoraussetzung eines gerechten und friedlichen Zusammenlebens und zugleich Merkmal einer leistungsstarken und international vernetzten Universität.

Die Universität zu Lübeck fördert das Bewusstsein für Diversität. Sie integriert das Wissen um soziale Kategorien wie Geschlecht, Herkunft, Religion, Behinderung, Alter und Sexualität in ihre Organisationsentwicklung und in ihre Forschung. Als Querschnittsaufgabe und als nachhaltige Strukturentwicklung bildet Diversity Management das Qualitätsmerkmal einer lernenden und lehrenden Organisation. Hierzu zählt eine umfassende Bildung, die Studierende und Mitarbeitende als gesellschaftlich verantwortliche Akteur*innen adressiert und herausfordert.

Wissenschaft und Diversität

Mit ihren Forschungsschwerpunkten in Medizin und Gesundheitswissenschaften, in Naturwissenschaft, Informatik und Technik gestaltet die Universität zu Lübeck relevante gesellschaftliche Schnittstellen. Partizipation und Zentriertheit auf den Menschen sind besondere Kompetenzen ihrer anwendungsorientierten Fächer. Zu diesen Forschungsperspektiven gehört es, die soziale, kulturelle und individuelle Vielfalt menschlichen Lebens in den Fokus zu nehmen. Reflexive Fächer wie Wissenschaftsforschung und -ethik fördern eine kritische Auseinandersetzung mit gesellschaftspolitischen Dimensionen von Wissen und Zugangswegen zur Universität.

Schließlich schafft eine diversitätssensible Hochschuldidaktik durch innovative Formate Raum für Reflexion und Eigeninitiative. All diese akademischen Schwerpunktsetzungen der Universität zu Lübeck bieten neue vielversprechende Perspektiven

auf Diversität und eröffnen Dialoge über menschliche Vielfalt.

Ein Arbeits- und Studienplatz für Viele

Chancengleichheit in Studium und Beruf sind Kernanliegen der Universität. Durch den Abbau von diskriminierenden, sexistischen oder rassistischen Strukturen und durch die Integration vielfältiger Perspektiven und Kompetenzen fördert die Universität ein wertschätzendes und tolerantes Miteinander.

Barrierefreiheit, Gleichstellung und ein Zugang zu universitärer Bildung und Weiterbildung unabhängig von der sozialen und kulturellen Herkunft bereichern die Universität und sind Teil ihrer gesellschaftlichen Verantwortung. Arbeits- und Studienbedingungen werden familiengerecht gestaltet, wobei die Universität zu Lübeck einen vielfältigen und inklusiven Familienbegriff zugrunde legt. Um die Lebenslagen aller Hochschulangehörigen zu berücksichtigen, baut die Universität ihr Angebot an Beratung und Förderprogrammen stetig aus. Auch die Gesunde Hochschule fördert mit ihrer Expertise und ihren diversitätssensiblen Angeboten die Teilhabe aller an Arbeit und Studium.

Im Austausch und in Kooperation

Diversität erfordert Austausch. Dafür bietet die Universität zu Lübeck mit ihren offenen Kommunikationsstrukturen und ihrem kooperativen Ansatz die notwendigen Voraussetzungen. Als Institution der kurzen Wege ohne Fakultätsgrenzen bildet sie einen Ort des Dialogs und der Vernetzung. Dies ermöglicht in besonderem Maße ein flexibles, lösungsorientiertes und zugleich nachhaltiges Diversity Management, sowohl auf der Ebene der Leitung wie auch auf der Ebene der Mitarbeitenden.

Kooperationen des Wissenschaftscampus und mit weiteren Institutionen in Kultur, Wissenschaft und Wirtschaft geben der Universität eine zentrale Rolle in der Region, die weit über den akademischen Kontext hinausreicht. In dieser Verantwortung gestaltet die Universität zu Lübeck eine gemeinsame wissenschaftliche und gesellschaftliche Zukunft.



Das letzte Bild

Der Campus rockt

Als auf dem 7. Campus Open Air Lübeck (COAL) am 25. Mai um 21:30 Uhr die Hamburger Band Le Fly auftrat, ging die Stimmung endgültig durch die Decke. Ab dem frühen Nachmittag hatten insgesamt zwölf Bands auf zwei Bühnen den 7500 bis 8000 Besucherinnen und Besuchern eingeheizt.

Das COAL ist mittlerweile zu einem der größten Festivals in Schleswig-Holstein geworden, nicht nur für den Campus und die Studierenden, sondern auch für viele Bürgerinnen und Bürger der Stadt.

Besonders hervorzuheben: das großartige Engagement der Sponsoren und der unzähligen freiwilligen Helferinnen und Helfer, die das vom AStA organisierte, selbstfinanzierte Ereignis wieder einmal zu einem vollen Erfolg machten.

Danke und weiter so!





Foto: Fabian Schwarze

AlumniCard: Nachhaltig mit der Universität verbunden

Hochschulsport, Weiterbildung, Bibliothek: Der Verein Alumni, Freunde und Förderer der Universität bietet einen neuen Service.

Von Sabine Voigt

Auf Antrag können Mitglieder ab Januar 2019 kostenlos die AlumniCard erhalten. Mit ihr bekommen sie die Möglichkeit, sich mit vergünstigten Konditionen für Aktivitäten des Hochschulsports anzumelden, kostenlos an ausgewählten Veranstaltungen der Weiterbildung und Hochschuldidaktik teilzunehmen und die Zentrale Hochschulbibliothek ebenfalls kostenfrei zu nutzen. Die Nutzung der Bibliothek umfasst auch den Zugang zur Elektronischen Zeitschriftenbibliothek. Insbesondere dies wird für viele Absolventen der Universität ein attraktives Angebot sein.

Damit auf diese Angebote zugegriffen werden kann, wird für die Nutzerinnen und Nutzer kostenlos ein Account im Virtual Private Network (VPN) eingerichtet. Zusätzlich erhalten sie von der Universität eine Alumni-Emailadresse. Damit können sie auch an anderen Hochschulen den Internetzugang eduroam nutzen.

Die AlumniCard gilt zunächst für ein Jahr und wird, sofern die Teilnehmerin bzw. der Teilnehmer nicht widerspricht, automatisch verlängert. Sie ist insbeson-



Eines der Angebote der Alumni, Freunde und Förderer: die kostenlosen Museumsführungen für Studierende - hier im Günter-Grass-Haus Lübeck (Foto: René Kube)



dere für ehemalige Studierende und Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter interessant, die nicht mehr an der Universität beschäftigt sind oder hier studieren, aber trotzdem in Verbindung bleiben wollen und auch weiterhin die Vorteile der Mitgliedschaft an der Universität nutzen möchten.

Mit der AlumniCard beschreitet der Verein einen neuen Weg, der langfristig die Mitgliederzahlen steigern wird und damit auch Möglichkeiten eröffnet, weitere Projekte der kulturellen Bildung, der Förderung von Studierenden und Nachwuchs-

wissenschaftlern und des Campuslebens zu unterstützen.

Mitglied zu werden lohnt sich also. Alle, bei denen das Interesse geweckt ist, können sich die Beitrittserklärung unter <https://www.uni-luebeck.de/universitaet/alumni-und-foerderer/alumni-freunde-und-foerderer/beitrittserklaerung.html> herunterladen.

Alle weiteren Fragen und Anregungen beantwortet Dr. Sabine Voigt von der Geschäftsstelle des Vereins gern per Mail.

>> sabine.voigt@uni-luebeck.de



Der Newsletter der Universität zu Lübeck

Mit dem Newsletter informieren wir Sie einmal im Monat, immer am Fünfzehnten, per Email über Neuigkeiten aus der Universität. Wir wenden uns damit an die Angehörigen der Universität, an die, die ihr als Freunde und Förderer verbunden sind, an die Ehemaligen und an alle diejenigen, die einfach genauer wissen wollen, wie sich die Universität entwickelt und was an ihr geschieht. Mit unseren Rubriken wie „Studium“, „Forschung“, „Preise“, „Neu an der Uni“, „Alumni“ und dem Veranstaltungskalender möchten wir dazu beitragen, dass Sie über Ihre Alma Mater immer auf dem Laufenden sind. Verlinkungen führen zu den ausführlichen Informationen auf unserer Internetseite.

Kostenlos registrieren lassen unter <https://www.uni-luebeck.de/aktuelles/presse/newsletter.html>



Newsletter online lesen

Newsletter September 2018
IM FOCUS DAS LEBEN



UNIVERSITÄT ZU LÜBECK
STIFTUNGSUNIVERSITÄT
SEIT 2015

Stiftungsuniversität



Die Chronobiologie ist jetzt dauerhafter Schwerpunkt der Universität

Erste Lichtenberg-Stiftungsprofessur könnte von Lübeck aus zur Blaupause für ganz Deutschland werden. Der Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft, die VolkswagenStiftung, die Possehl-Stiftung, die Hanseatische Universitätsstiftung, die Gemeinnützige Sparkassenstiftung zu Lübeck, die Jürgen Wessel Stiftung und die Friedrich Bluhme- und Else Jepsen-Stiftung ermöglichen gemeinsam die langfristige... [weiterlesen](#)

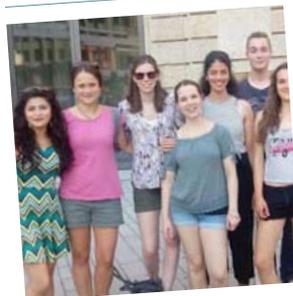
International



Lübecker Studierende rufen zur Hilfe für den Senegal auf

Gesundheit durch Bildung fördern - Jede Spende im September erhöht die Prämie, die ein Sponsor dazugibt. 200 zusätzliche Gesundheitsbotschafterinnen und -botschafter in dem westafrikanischen Staat möchte die Studierenden-Initiative Future E.D.M. ausbilden. Sie benötigt dafür insgesamt 24.000 Euro. "Unsere 100 BotschafterInnen sind seit Beginn des Jahres in vier ländlichen Regionen des... [weiterlesen](#)

Studium

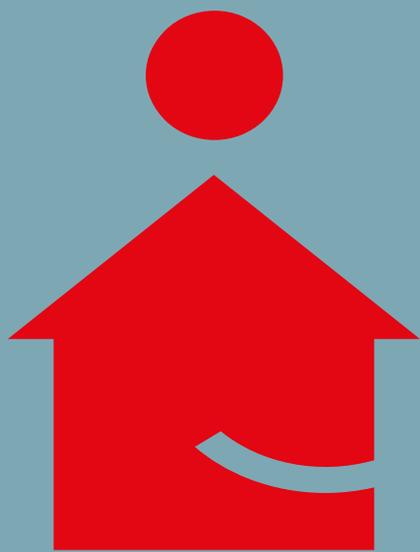


Masterpreis Biochemie und Molekularbiologie 2018

Die Lübecker Juniorgruppe der GBM sucht die beste Masterarbeit der Studiengänge Molecular Life Science und Infection Biology - Künftig soll der Preis jedes Jahr vergeben werden. Erstmals schreibt die Lübecker Juniorgruppe der Gesellschaft für Biochemie und Molekularbiologie (GBM) einen Masterpreis aus. Bewerben können sich alle Studierenden, deren Masterarbeit bis Ende Oktober 2018 abgeschlossen und mindestens mit der Note 1,3 bewertet wurde. Die Preisträgerin oder... [weiterlesen](#)



Simply the Best!



Finanzieren ist einfach.

Wie viel darf Ihre Immobilie kosten und wie können Sie die eigenen vier Wände finanzieren? Wir beraten Sie, denn eine Immobilienfinanzierung muss maßgeschneidert sein:

Deshalb finden wir immer den besten Zinssatz – indem wir mit Ihnen über 300 Anbieter vergleichen!

Rufen Sie uns jetzt an:

0451 – 147 147

www.finanzierenisteinfach.de



**Sparkasse
zu Lübeck**